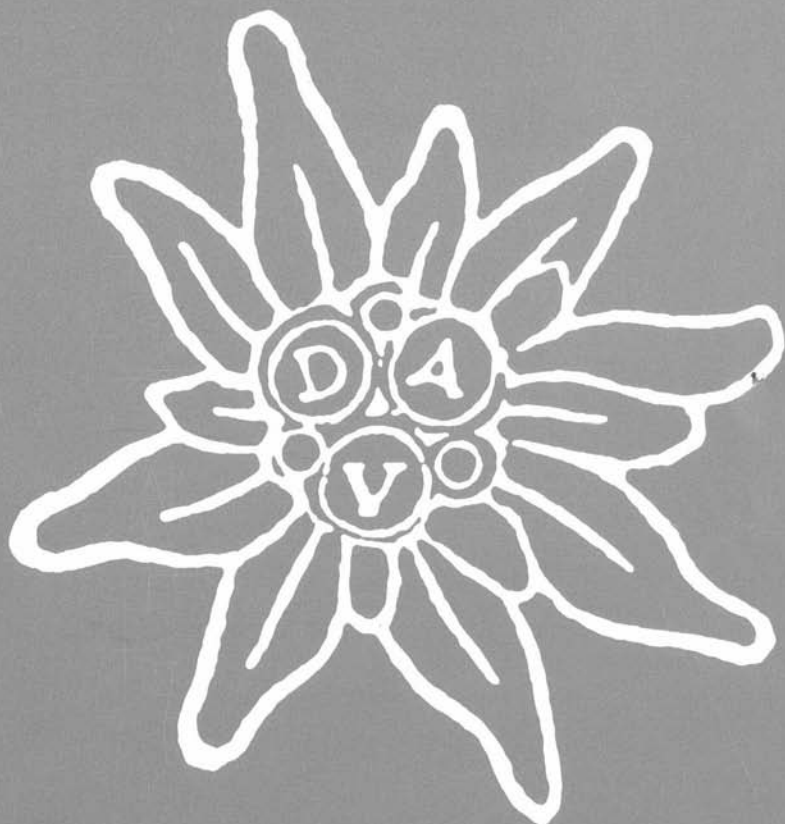


100 Jahre
Sektion Ulm des DAV
1879-1979



Kurt Dietze

8 S 67

FS

1979+2

Abtes und Erdachtes

Inhalt

	Seite
Der Weg in die Alpen	3
Begegnung auf der Stüdlhütte	7
ULMER HÜTTE	
Erste Bekanntschaft mit der „Ulmer Hütte“	11
Sensationeller Fund auf der Ulmer Hütte	13
Warum der Arlberg untertunnelt wurde	15
Anmutiges Zwischenspiel auf der Ulmer Hütte	18
Blättesmas Alptraum	23
Hütte im Nebel	26
Einladung in einen stillen Talschluß	28
Wir nahmen Abschied von Hans Steiner	30
SCHWANDALPE	
Meditationen auf der Hüttenbank	33
Ovid im Ehrenschwanger Tal	38
Wenn auf der Schwandalpe die Trollblumen blühen	40
HÜTTENZAUBER	
Sektion Bagdad auf Besuch	43
Unruhige Nacht in einer Kiste	45
Der General auf der Bichlalm	48
DIES UND DAS VON DA UND DORT	
Am Rande des Frühlings	51
Seidelbast — Glück des Suchens und Findens	52
Nekrolog auf ein Paar alte Bretter	54
Das Wirtshaus „Zum zerbrochenen Ski“	56
Übergänge	58
Plädoyer für einen alten Rucksack	59
Kleine Zermatter Liebesgeschichte	61
Hütte im Sturm	64
Lachen — wertbeständig angelegt	67
Der Schirm	69
WEIHNACHTLICHES	
Die „Heiligen Drei Könige“ auf Brettern	71
Die Flucht	73
Fünf Christbäume	76
Der Weihnachtsbesuch	79
Die „Wunderblume“	82
Weihnachten mit Philemon und Baucis	85
Zwiegespräch am Fenster	88



Geleitwort

Mit einem letzten Berg-Heil haben wir uns am 7. August 1978 auf dem Ulmer Friedhof von unserem Ehrenmitglied Kurt Dietze verabschiedet. Rund 15 Jahre lang hat er das Mitteilungsblatt unserer Sektion geleitet. Das geistvolle und warmherzige Wesen, seine Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne, gepaart mit höchster Sensibilität, haben dem Vereinsblatt Form und Stil aufgeprägt und damit auch der Sektion Wert und Ansehen gegeben.

Nicht der Tod Kurt Dietze's gab den Anstoß, dieses Sonderheft herauszugeben, sondern der bevorstehende 100. Geburtstag unserer Sektion. Schon im Frühjahr wurde die Idee geboren, den Mitgliedern und Freunden der Sektion ein besonders schönes Jubiläumsgeschenk zu bereiten; was lag näher, als an eine Sammlung der schönsten Erzählungen Kurt Dietze's zu denken. Er selbst war über dieses Vorhaben sehr erfreut und hat bis kurz vor seinem Tode noch eifrig an der Fertigstellung mitgewirkt. So wurde aus dem Jubiläumsgeschenk gleichzeitig ein Erinnerungs- und Gedächtnisheft für unser hochverehrtes Ehrenmitglied. Ich bin sicher, daß wir mit diesem Heft Ihnen allen eine besondere Freude zu Weihnachten und zum Jubiläumsjahr bereiten werden.

Rudolf Endriß

Vorwort

Als ich 1957 als 63jähriger meine sächsische Heimat für immer verließ, fragte ich mich, ob mir wohl genügend Zeit bleiben würde, mich im anderen Deutschland noch einzuleben. Mein im Aufnahmelager geäußelter Wunsch, im alpennahen süddeutschen Raum Fuß zu fassen, war verständlich. Seit 1921 Mitglied der Sektion Chemnitz des Deutschen Alpenvereins, hatte ich bis zur 1945 verfügten Auflösung des Vereins auf mehrfachen Fahrten das ferne Hochgebirge lieb gewonnen. Mit der Zuzugsgenehmigung für Ulm ging dieser Wunsch in Erfüllung.

Der sofort vollzogene Eintritt in die Ulmer Alpenvereinssektion bedeutete nicht nur die Wiederaufnahme der lange unterbrochenen Bergfahrten, sondern gleichzeitig die schöne Gewißheit, unerwartet schnell einen neuen Freundes- und Bekanntenkreis gefunden zu haben. Mit der neu gewonnenen Heimat war ich bald so vertraut, daß mir die Sektion schon nach kurzer Zeit das verwaiste Amt des Wanderwartes anbieten konnte. Wenig später übernahm ich die Schriftleitung des Mitteilungsblattes der Sektion. Was mir diese Tätigkeit bedeutete, besagen die Worte, mit denen ich mich 1975 im Alter von 81 Jahren von meinen Lesern verabschiedete:

„Gesundheitliche Gründe zwingen mich, die Schriftleitung des Mitteilungsblattes abzugeben. Ich nehme damit Abschied von einer Arbeit, die mich fast zwei Jahrzehnte hindurch ausfüllte und meinem Lebensabend einen schönen Sinn gab. Der Abschied fällt mir deshalb schwer. Meine Gedanken sind in diesem Augenblick auch bei meinen Lesern. Selbst ein schlichtes Mitteilungsblatt kann die Werkstatt nicht verleugnen, in der es entstanden ist. Ich will damit sagen, daß Inhalt und Gestalt eines jeden Heftes unvermeidbar etwas vom Wesen des Bearbeiters widerspiegeln. Was ich so aus Eigenem gegeben habe, wird bei manchen Lesern Anklang gefunden haben, bei anderen vielleicht Widerspruch. Ich sage beiden Lesergruppen Dank, den einen für ihre anspornende Zustimmung, die oft mündlich oder schriftlich Ausdruck fand, der anderen für ihre freundliche Toleranz. Wer immer auch mein endgültiger Nachfolger sein wird, ich wünsche ihm die gleiche Freude und Befriedigung, die ich an dieser Arbeit für unser Mitteilungsblatt fand.“

Die „Lust zum Fabulieren“, die mich zu vielen eigenen Beiträgen in den Heften verführte, habe ich schon frühzeitig in mir gespürt. Die Zeitschrift „Glückauf“ des heimatlichen Erzgebirgsvereins hatte bereits in den 20er Jahren verschiedentlich Beiträge von mir aufgenommen. Kein Wunder, daß mir das Mitteilungsblatt willkommenener Tummelplatz für meine Schreibseligkeit wurde.

Und wenn mich nun die Sektion anlässlich ihres hundertjährigen Bestehens aufforderte, eine Auswahl dieser Beiträge in einer Festgabe zusammenzustellen, so bin ich diesem ehrenvollen Auftrag gern nachgekommen. Dabei habe ich mir erlaubt, einige Erzählungen beizufügen, die im Erzgebirge spielen, jener heimatlichen Landschaft, der ich mich in dankbarer Erinnerung noch immer eng verbunden fühle. Ich schrieb sie für das alljährlich erscheinende „Weihnachtsbüchlein“, des in der Bundesrepublik wiedererstandenen Erzgebirgsvereins und werde damit der Mahnung gerecht, die ein einfühlsamer Mitmensch den Heimatvertriebenen mit auf ihren schweren Weg gab: „Laß Dir die Fremde zur Heimat, aber niemals die Heimat zur Fremde werden!“

Kurt Dietze

Der Weg in die Alpen

Erinnerungen eines Achtzigjährigen

Geboren und aufgewachsen auf der sächsischen Seite des Erzgebirges, ergaben sich zunächst keinerlei Beziehungen zu dem Hochgebirge im Süden unseres Vaterlandes.

Der Vater, als Reichsbahnbeamter seine für das Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie gültigen Freifahrkarten nutzend, kam zweimal aus den Alpen zurück und erzählte von der Besteigung der Zugspitze und leichteren Touren im Ortlergebiet. Ein Onkel meiner Mutter war Mitglied der Sektion Chemnitz im damals Deutsch-Österreichischen Alpenverein. Wir pflegten keinerlei Verkehr mit ihm; ich lernte ihn erst später kennen. Während meiner ersten Schuljahre wurde die Zeitungsnotiz über den tödlichen Absturz eines Chemnitzer Turnlehrers an der Guglia di Brenta in unserer Familie teilnahmsvoll besprochen. Name und Schicksal des Verunglückten prägten sich dem jugendlichen Gedächtnis ein und wurden wieder lebendig, als ich später die Witwe des Toten kennenlernte und zum Freundeskreis seines unversehrten gebliebenen Seilgefährten gehörte.

1913 sah ich die Alpen zum erstenmal — aus weiter Ferne. Mit einem Klassenbruder durchwanderte ich den Böhmerwald von Furth bis Linz an der Donau. Unser sorgfältig studierter Führer sprach von der Möglichkeit, von einem der südlichen Gipfel des alten Grenzgebirges — wahrscheinlich war es der Plöckenstein — bei guter Sicht die Alpen zu sehen. Wir hatten Glück. In weiter Ferne erkannten wir die feinen Konturen einer seltsam gezackten Bergkette. Es war ein faszinierendes Erlebnis und eine Fülle noch unbekannter Abenteuer lockte nun mit fast unwiderstehlicher Gewalt.

Der Reiseplan des nächsten Jahres — 1914 — sah einen Besuch der Steiermark vor. Über die Koralpe wollten wir Norditalien mit Venedig erreichen. Von Wien kommend gelangten wir über die Raxalpe und den Schneeberg in Roseggers Waldheimat und suchten den verehrten großen Erzähler in seinem Alterssitz Krieglach auf. Östlich von Graz, in Deutschlandsberg, überraschte uns unser Quartierwirt, ein Zollbeamter, mit der Nachricht, daß Serbien das österreichische Ultimatum abgelehnt habe. Das bedeutete Krieg.

Wenige Tage vorher hatten wir in Wien im Ratskeller bei einer Flasche Gumpoldskirchner meinen 20. Geburtstag gefeiert. Ich war wehrpflichtig geworden. Wir rechneten beide mit unserer Einberufung und kehrten heim. In den Tunneln und auf den Brücken der Semmeringbahn waren inzwischen Wachen mit aufgepflanztem Seitengewehr aufgezogen. Das kaum erblickte Alpenbild verdüsterte sich und entrückte in nebelhafte Ferne. Wie lange wohl?

*

Die so wenig glücklich geknüpften Beziehungen zu den Alpen versuchte ich auch während des Krieges aufrecht zu erhalten.

In den mit entnervender Monotonie wiederkehrenden Materialschlachten der Westfront erschienen mir die Kämpfe an der neu entstandenen Alpenfront geradezu verlockend. Das Deutsche Alpenkorps wurde aufgestellt. Als einer der damals noch seltenen Skiläufer glaubte ich dorthin zu gehören, aber die Versetzungsgesuche blieben erfolglos. Auf die Hölle von Verdun folgten Argonnen, Champagne und Somme und wenige Tage vor Kriegsschluß geriet ich schwer verwundet in englische Gefangenschaft.

War mit der notdürftig geflickten Halsschlagader jeder Bergtraum nicht überhaupt sinnlos geworden?

*

In den Herbststürmen des Jahres 1919 kehrte ich über die Nordsee in die Heimat zurück.

Mit meinem Jugendfreund und Frontkameraden Herbert plante ich für 1921 die erste große Alpenfahrt. Wir konsultierten den schon genannten Onkel meiner Mutter. Er schlug uns die Überquerung des Steinernen Meeres und eine Besteigung des Großglockners vor. Bevor er uns diese Auskunft gab, hatte er seinen Alltagsrock mit einer fremdartigen Trachtenjacke vertauscht. In feierlicher Form überreichte er uns Führer und Karten zu treuen Händen und überzeugte uns von der unausweichlichen Notwendigkeit, dem Alpenverein beizutreten.

Wir verfolgten das Zeremoniell stumm und mit großer Aufmerksamkeit und glaubten angesichts der etwas ungewöhnlichen Kostümierung des alten Herrn (man entschied sich damals noch für die Originaltracht einer bestimmten Alpenregion; die Einheitsbunthose war noch nicht erfunden) in einen Geheimbund aufgenommen zu sein.

*

Wenig später standen wir eines Abends auf einem Bahnsteig des Chemnitzer Hauptbahnhofes und warteten mit vielen anderen Alpenbegeisterten auf einen der Sonderzüge, die die Reichsbahn jährlich in den Sommermonaten von Dresden über Chemnitz, Hof und Regensburg nach München verkehren ließ. Bereits gut besetzt, lief der lange Zug endlich ein.

Während seines Aufenthaltes stand die lange Wagenkette im Mittelpunkt des Interesses sämtlicher Reisenden auf den Bahnsteigen und in den Zügen. Man betrachtete neugierig die alpinen Kostüme und Gerätschaften, die ihre Besitzer offensichtlich bereitwillig zur Schau stellten. Auch wir waren stolz, zur Besatzung dieses Sonderzuges voller waghalsiger Abenteurer zu gehören. Unter mehr oder weniger geglückten Jodlern der Zurückbleibenden und Scheidenden verließ der Zug die Halle und fuhr hinaus in die lange Nacht.

Von den vier Wagenklassen der Vorkriegszeit hatte die Reichsbahn die vierte fallen lassen. Aber auch die dritte, die man unserem Zug zugestanden hatte, war beträchtenswert. Die Wagen hatten zehn bis 15 in sich abgeschlossene Coupés, in denen zehn Menschen auf harten Holzbänken auf Tuchfühlung untergebracht waren. In den Gepäcknetzen türmten sich Rucksäcke und sonstige Utensilien, und jeder Griff nach etwas Reiseproviant verursachte ein wüstes Durcheinander. Gegen Morgen drang die Kälte der Nacht durch die beiden Türen ins Wageninnere und ließ einem die Zähne klappern. Man war zur Bewegungslosigkeit verurteilt, da Gänge fehlten, um sich die Beine zu vertreten.

Unsere Mitfahrer belehrten uns, daß sich die Nachtfahrt nach einem bestimmten Programm abzuwickeln habe: Um Mitternacht in Hof Einnahme des ersten Maßkruges bayerischen Bieres, in den Morgenstunden in Regensburg Verzehr der berühmten Würstchen. Wir fanden diesen Rhythmus lobenswert und hielten ihn auch bei späteren Fahrten strikt ein.

Gegen acht Uhr erreichte der Zug München. Jubel schlug uns entgegen; die Bajuwaren freuten sich über die gewinnbringende Invasion aus dem sonst wenig geliebten Norden.

*

Den Großglockner gingen wir von Kals aus an. Dorthin gelangten wir durch das Kapruner Tal über den Wasserfall- und Moserboden, die beide noch keine Stauseen waren, über das Kapruner Törl (mit dem ersten selbstgepflückten Edelweiß) und über die damals noch bescheidene Rudolfshütte.

Dem damaligen Brauch entsprechend mieteten wir uns in Kals einen Führer. Er hieß Peter Schneider und war ein baumlanger Kerl, so daß ich Schwierigkeiten bei der Gleichschaltung des Marschtempos befürchtete. Zu Unrecht. Der Hüne ging einen gleichmäßigen langsamen Schritt, und wie wir einst das Tempo 114 des deutschen Infanteristen gelernt hatten, eigneten sich unsere Trittlinge nun den richtigen Bergsteigerschritt an.

Während der kurzen Rast auf der Stüdlhütte lernten wir Glückspilze in dem gerade anwesenden 80jährigen Johann Stüdl, den letzten noch lebenden Gründer des Alpenvereins, kennen.

*

In der völlig überfüllten Erzherzog-Johann-Hütte auf der Adlersruhe kamen wir im Führerraum unter. Die Führer wahrten aber eifersüchtig ihr Erstlingsrecht und füllten den engen Raum mit Düften, die nicht von Pappe waren. Es war eine schreckliche Nacht.

*

Für die Etappe Adlersruhe-Gipfelkreuz durften die Führer damals nur einen Touristen ans Seil nehmen. Das Los entschied für meinen Aufstieg am nächsten Morgen.

Von einem Felsblock aus verfolgte ich durch das Glas den Anstieg Herberts und erkannte sofort die berühmte schmale Wächte zwischen den beiden Gipfeln als die gefährlichste Stelle. Eine Frau rutschte aus, fing sich im Seil und wurde wieder hochgezogen. Sowohl Herbert als auch ich hielten uns recht gut, und Peter Schneider meinte bedauernd, hätte er das vorher gewußt, wären wir über den Stüdlgrat zum Gipfel gegangen und hätten ihm und uns die Wiederholung des Schlußstückes erspart.

Auch ich stellte rückschauend verwundert fest, wie unbekümmert wir Anfänger alle heiklen Stellen angingen und uns niemals irgendwelcher Schwierigkeiten sonderlich bewußt wurden. Vielleicht wären wir Sechsgradler geworden, hätten wir öfter in die Berge gehen können und wären dem rechten Lehrmeister in die Hände gefallen.

*

Für die nächste Fahrt in die Zillertaler hatte ich einen neuen Seilgefährten gefunden. Er ging das erste Mal in die Berge und befand sich seit der Abfahrt des Sonderzuges in verständlicher Hochstimmung. Dabei hätte das ganze Unternehmen fast ein vorzeitiges Ende gefunden.

Um bei der Einfahrt in München sein Gepäck herabzuholen, griff Fritz mit den Händen ins Netz und trat mit den Füßen auf die Sitzbank. Dann schnellte er sich jubelnd wie eine gespannte Feder nach oben und sauste mit dem Schädel in die zentimeterdicke Glaskugel, die den Glühstrumpf der Gasbeleuchtung schützte. Die Kugel zerkrachte und die Splitter prasselten zu Boden, soweit sie sich nicht im Haarschopf des Unglücklichen verfangen.

Fritz hatte von vornherein einen Haarschnitt auf dem Hauptbahnhof vorgesehen. Ich mußte lange Zeit ungeduldig auf seine Rückkehr warten. Ehe der Figaro zur Haarschneidemaschine greifen konnte, mußte er eine halbe Stunde mit der Pinzette Splitter aus Fritzens Kopfhaut entfernen.

*

Für meine dritte Alpenfahrt fand ich keinen Begleiter. Aus dem Bergführer „Von Hütte zu Hütte“ stellte ich eine ungefährliche Wandertour zusammen über Scharten, Jöcher und Törlle. Auf der Höhe eines solchen Überganges beobachtete ich drei Leute bei einem seltsamen Tun: Ein älterer Mann, offenbar der Vater der zwei der Schule bereits erwachsenen Kinder, lag schlafend im Gras, während der Knabe und das Mädchen, von der vollbrachten Marschleistung keineswegs ermüdet sondern auf Hochform gebracht, dabei waren den schlummern den Herrn Papa mit Blumen zu schmücken. Lachend und kichernd entdeckten sie immer neue Möglichkeiten, ihren Schmuck anzubringen, in Taschen, Rockaufschlägen und Knopflöchern. Sie mußten fest davon überzeugt sein, daß der alte Herr, erwachend, Verständnis für ihren immerhin etwas makabren Scherz finden würde.

Für mich schien das geschaute Spiel von symbolischer Bedeutung gewesen zu sein. Die Jochwanderung blieb meine letzte Alpenfahrt. Einmal noch war ich für vier Wochen auf dem Hoernerhof am Tegernsee, zweimal zu Skiaufenthalten in Schliersee und in Kitzbühel. Dann zwangen die heranwachsenden Kinder zu Ferienaufenthalten in Mittelgebirgen und an der See. Ein neuer Krieg kam und sein Ende trennte mich für immer von dem schönen deutschen Hochgebirge.

*

Anfang 1957 glückte mir die Flucht nach Westdeutschland und ich erhielt die Aufenthaltsgenehmigung für das alpennahe Ulm. An einem klaren Märztag erblickte ich vom Hochsträß aus die ferne Alpenkette. Es war wie eine Wiederholung des Erlebnisses von 1913 im Böhmerwald und gleich diesem der Anfang eines weiteren Lebensabschnittes im Zeichen des Edelweiß.

1958, gelegentlich der Wochenendfahrt der Sektion auf die Ulmer Hütte, saß ich als letzter allein auf der Valluga. „**Noch ist für mich das Glück nicht voll ausgekostet, all das wiederzusehen, auf das ich, vor einem Jahr noch hinter dem Eisernen Vorhang, glaubte für immer verzichten zu müssen, und ich warte geduldig, bis die Wolken für Minuten wieder einen Gipfel freigeben. Und wenn es ein alter Bekannter ist, grüße ich ihn besonders herzlich**“, schrieb ich damals für das Nachrichtenblatt.

Noch wußte ich nicht, daß ich fast 70jährig auch noch an der Guglia di Brenta stehen würde, deren Name sich unauslöschlich dem jugendlichen Gedächtnis eingepägt.



Begegnung auf der Stüdlhütte

Den Großglockner bestiegen wir von Kals aus.

Vor der Überquerung des Ködnitzkeeses rasteten wir kurz in der Stüdlhütte. Unter der Tür begrüßte uns ein älterer Herr. Er war mittelgroß, barhäuptig und trug eine silbergraue Trachtenjacke mit grünen Aufschlägen und großen Hirschhornknöpfen. Ich kann heute nicht mehr sagen, ob er uns seinen Namen genannt. Und hat er es getan, dann haben wir ihm jedenfalls keine Bedeutung beigegeben.

Wir setzten uns in den Gasträum, bestellten ein Viertel Roten und aßen dazu unser Brot. Unser baumlanger Führer — er hieß Johann Schneider — blieb draußen vor der Tür bei dem Alten. Ihre Unterhaltung war lebhaft und ange-regt; sie schienen sich gut zu kennen.

Ich erinnere mich noch genau an den Aufbruch. Der freundliche Herr richtete ein paar Worte an uns, die wie die Aufforderung zu einem Gedankenaustausch klangen. Das Wohlwollen, das er für uns zwei junge Leute hegte, war unverkennbar. Aber uns lockte mit unwiderstehlicher Kraft der ferne Gipfel, und so blieb es bei einem flüchtigen Händedruck und beiderseitigen guten Wünschen.

Wir schritten hintereinander über den Gletscher. Als ich einmal zur Hütte

zurückschaute, konnte ich die Gestalt in der Tür noch gut erkennen. Eine Hand beschattete die Augen, die uns nachblickten, die andere hob sich wie zu einem Gruß.

Ich mochte unseren Führer darauf aufmerksam gemacht haben, denn er meinte: „Ja der alte Herr Stüdl, nun ist er schon 82 Jahre alt!“ Der alte Herr und die Hütte hatten also offenbar etwas miteinander zu tun. Eine Frage unsererseits unterblieb jedoch. Wir standen ganz im Bann des königlichen Berges, dem wir zustrebten, und Johann Schneider, ein wortkarger Mann, trug auch nichts bei zur Klärung der Sachlage.

Ein paar hundert Meter weiter war die Hütte hinter einem Schneeang verschwunden und der alte Herr mit ihr. Ein Mensch hatte unsern Weg gekreuzt und würde vergessen sein, wie so manch anderer vor ihm.

*

1923, also zwei Jahre später, fand ich im Jahrbuch des Alpenvereins, dessen aufmerksamer Leser ich inzwischen geworden, an bevorzugter Stelle ein ganzseitiges Bild, das mich sofort ansprach. Es war ein Blick auf den Großglockner, von der Pasterze aus gesehen. Alles, was ich unverlierbar im Gedächtnis trug, fand ich wieder: die Glocknerscharte, die Pallavicinirinne, den Hofmannsgletscher. Was mich aber kurz darauf verblüfft aufsehen ließ, war eine Notiz unter dem Inhaltsverzeichnis. Ich las:

„Das Titelbild dieses Bandes ist nach einem Aquarell von Johann Stüdl, dem einzigen noch lebenden Mitbegründer unseres Vereins, wiedergegeben.“

Ich überlegte. Der Name, das Alter, die vertrauliche Unterhaltung mit dem Führer, die Hütte im Glocknergebiet — alles sprach dafür, daß der Schöpfer dieses Bildes der alte Herr von der Stüdlhütte war.

Ich weiß nicht, was ich damals vor fast vier Jahrzehnten bei dieser überraschenden Feststellung empfunden habe. Sicher zunächst einmal ein verständliches Glücksgefühl darüber, daß eine flüchtige, anscheinend belanglose Begegnung nachträglich Wert und Bedeutung bekommen hat. Vielleicht auch etwas Stolz; verlieh es doch einen gewissen Nimbus, sagen zu können, mit einem Gründer des Alpenvereins Bekanntschaft gemacht zu haben.

Noch stand freilich nicht fest, ob meine Annahme richtig war.

*

Wiederum zwei Jahre später brachte das Mitteilungsblatt des Alpenvereins die Nachricht vom Tode Johann Stüdl. Zur Beisetzung, die, wenn ich nicht irre, in Salzburg stattfand, waren auch Bergführer anwesend. Daß sich unter ihnen Johann Schneider, unser Glocknerführer, befand, nahm den letzten Zweifel an der Richtigkeit der von mir angenommenen Identität.

Noch einmal wurde das Bild beschworen, das sich uns rückschauend vom Ködnitzkees geboten und dem ich nun folgende Deutung gab: Ein am Abend seines Lebens stehender Mensch schaut, die Hand schützend über die Augen gelegt, zwei jungen Leuten nach, sinnend und prüfend, ob deren Generation wohl treue und zuverlässige Verwalter eines hohen Erbes sein würden, das er als letzter weiterzugeben hat.

Aus solcher Sicht und Deutung heraus wird verständlich, wenn ich in der Begegnung auf der Stüdlhütte nun nicht mehr nur das sensationelle Ereignis sah, sondern ein einmaliges und bedeutungsvolles Erlebnis, das zwang, sich ernsthaft mit ihm zu beschäftigen.

*

Der Nachruf zum Tode Stüdl, den erwartungsgemäß das Jahrbuch 1925 brachte, und zwei Veröffentlichungen in den Jahrbüchern 1928 und 1930 über die schon früher verstorbenen Mitbegründer Franz Senn und Karl Hofmann kamen dieser Absicht entgegen.

Dem Nachruf Stüdl stand ein Bild des Verstorbenen voran. Es war die Wiedergabe einer Kreidezeichnung aus dem Sterbejahr. Ich sah das vertraute Gesicht wieder: Schütteres Haar über einer hohen Stirn, unter einem buschigen Schnurrbart den lächelnden Mund, hinter einer einfachen Brille das freundliche Auge. Das Antlitz eines klugen und gütigen Menschen.

Den Nachruf las ich mit tiefer Anteilnahme und mit wachsendem Interesse. Die Darstellung des Lebensganges Stüdl war zugleich ein Spiegelbild der damals fast sechzigjährigen Geschichte des Deutschen Alpenvereins, ja des Alpinismus und seiner Wandlungen bis zum ersten Viertel des 20. Jahrhunderts überhaupt. Auf diesem wechselvollen Weg von einer literarisch-wissenschaftlichen Propaganda zur Gewinnung Gleichgesinnter über die praktische Erschließung der Alpenwelt bis zur nunmehr ganzjährigen bergsteigerischen und skisportlichen Betätigung erwies sich Stüdl als kluger Berater, als besonnener Warner, vor allem aber als unermüdlicher Wächter der Einigkeit, kurz: als getreuer Eckehart des Vereins.

Die 1928 veröffentlichten Briefe des Venter Kurators Franz Senn an den Prager Freund Stüdl und die 1930 erschienene Würdigung Karl Hofmanns, des jugendlichen Wandergefährten Stüdl, machten mich nicht nur mit den mannigfachen Schwierigkeiten der Vereinsgründung bekannt, sondern offenbarten ansprechende Charakterzüge Stüdl: Schlichtheit, unbedingte Zuverlässigkeit und sonnige Herzensgüte.

War es also nicht ein seltenes Glück, den Weg eines solchen außergewöhnlichen Menschen zu kreuzen? Zu kreuzen in einem Augenblick, da seine Gestalt verklärt war von der Würde des Alters und dem Erfolg seines Lebenswerkes, ihm zu begegnen auf der Hütte, die er 1868, der damaligen Gepflogenheit gemäß, auf eigene Kosten bauen ließ, ihn kennen zu lernen in der erhabenen Landschaft, deren Erforschung und Erschließung ihm den wie eine Huldigung klingenden Namen „Glocknerherr“ einbrachten.

Von alledem in der Stunde der Begegnung nichts gewußt zu haben, war bedauerlich, doch zweifellos nicht unsere Schuld. Weit schwerer wog die Tatsache, daß wir seinerzeit einem uns freundlich angebotenen Gespräch ausgewichen waren. Ich hatte das Gefühl, die Annahme eines kostbaren Geschenkes verweigert und einem gütigen Menschen Leid zugefügt zu haben.

Und plötzlich stand die Frage, welche Gedanken wohl Johann Stüdl in jenem Augenblick bewegt haben mögen. Wäre es denkbar, daß der greise Herr des Glockners selbst nicht mehr erwartete als den konventionellen Gruß, den wir ihm boten?

*

Sicher sind vor und nach uns Hunderte an ihm vorbeigegangen, gleich unwissend, gleich ahnungslos.

Was fragen schon nachgeborene Geschlechter nach der Herkunft von Hüttennamen und Wegbezeichnungen, die seit Jahrzehnten fester Bestand auf Karten und in Führern sind? Seltsamer Gedanke auch, einem Menschen zu begegnen, der von einer Landschaft Besitz ergriff zu einer Zeit, da alle Wege in der Almregion endeten und die Berge weithin noch unbezungen waren. Unvorstellbar fast, einen Mann zu treffen, dessen Leben in einer Zeit und mit einer Tat begann, die für die lebende Generation längst Geschichte geworden, den Gründer einer Organisation zu sprechen, deren Sektionen bereits in einem dichten Netz die weiten Gebiete Deutschlands und der Donaumonarchie überzogen. Und noch ein anderes: Tausend und abertausend Bergsteiger trauerten damals

um einstige Seilgefährten, die ihnen der eben zu Ende gegangene Erste Weltkrieg geraubt. Sollte da wirklich noch ein Mann in der Gletscherregion anzutreffen sein, dessen Trauer einem Bergfreund namens Karl Hofmann galt, der 1871, also vor einem halben Jahrhundert, bei Sedan tödlich verwundet wurde?

Man darf mit Sicherheit annehmen, daß einem klugen Menschen wie Johann Stüdl in der Weisheit seines Alters solche Überlegungen keineswegs so fremd waren, um nicht den unpersönlichen, förmlichen Gruß zweier junger Leute verständnisvoll und gelassen hinzunehmen.

*

Darüber hinaus ist auch der tiefe und bedeutsame Einschnitt nicht zu übersehen, den der Erste Weltkrieg im Ablauf des Zeitgeschehens darstellt. Eine neue schicksalsträchtige Gegenwart verlangte nach dem Zusammenbruch altgewohnter Ordnungen unser aller Aufmerksamkeit. Was vorher gewesen, hatte an Interesse verloren und trat unweigerlich zurück in die Dämmerung allmählichen Vergessens. Das galt auch für die Frühgeschichte des Alpinismus und die Verdienste seiner ehemals führenden Männer.

Nicht, daß Johann Stüdl ganz vergessen gewesen wäre! Die wenigen Wissenden, vor allem seine Prager Sektionsfreunde und insonderheit der Hauptvorstand des Alpenvereins haben ihm zweifellos die gebührende Achtung zuteil werden lassen. Nicht aber wußten von seinem Dasein und seinen Verdiensten die Tausende und Zehntausende, die nach dem Kriege im Rausche neuerwachter Lebenskraft und Lebensfreude die Berge überfluteten und in Fels und Eis ein friedliches Betätigungsfeld fanden. Jetzt waren sie da, die Scharen glücklicher Menschen, die an die Berge heranzuführen einst vornehmstes Ziel der Vereinsgründung gewesen, und er, Johann Stüdl, darf sie am Spätabend seines Lebens noch sehen. Da steht er nun auf der Schwelle der Hütte, die seinen Namen trägt und die ihm Zuflucht geworden nach dem Verlust seiner Heimat, und sieht sie vorbeiziehen: Seilschaften zu zweien, dreien und vierten und die immer mehr anwachsende Zahl verwegener Einzelgänger, führerlos die einen und mit „autorisierten Bergführern“ (seiner Schöpfung!) die anderen, Geübte und Erprobte der letzten Nachfolgegeneration und in zunehmendem Maße tatendurstiges Jungvolk, dem in rascher Folge Gipfel um Gipfel zum Opfer fällt.

Aber niemand beachtet ihn, keiner spricht mit ihm. Für ihn, den Unerkannten und Unbekannten, bleibt nichts als das Nachschauen, sinnend und gedankenverloren, unter der das Auge beschattenden Hand. Im Widerstreit von Stolz, Genugtuung und schönem Beglücktsein einerseits und Verzicht, Resignation und schmerzlichem Vergessenfühlen andererseits erlebt er die Tragik eines über seine Zeit Hinauslebenden.

*

Hütte um Hütte habe ich auf Bergfahrten der folgenden Jahre kennengelernt. Manche sind mir unvergeßlich geworden als Ausgangspunkt geglückter Touren, als rettender Schutz bei Wetterstürzen und als Schauplatz froher Scherze. Aber das köstlichste Geschenk empfing ich auf der schlichten Hütte am Rande des Ködnitzkeeses, als sich eine flüchtige Begegnung nachträglich als Sternstunde erwies.

* * *



Erste Bekanntschaft mit der „Ulmer Hütte“

Am 26./27. Juli 1958 nahm ich am alljährlichen Wochenendbesuch der Sektion auf der Hütte teil. Es war dies nach fast zwanzigjährigem erzwungenen Fernbleiben das erste Wiedersehen mit den Alpen überhaupt, und ich trat die Fahrt in verständlicher Hochstimmung an.

Schon hinter Lindau begann für mich Neuland, und meine Augen nahmen interessiert auf, was sich rechts und links der Fahrbahn bot. Mein Platznachbar im Bus hatte Verständnis für meine Neugier und machte mich hinter Bludenz aufmerksam auf den Eingang zum Montafon und bei Langen auf den Arlbergtunnel und den Flexenpaß. Als sich nach Stuben der Bus die Paßstraße hochschraubte, begann es schon zu dämmern, und als wir vor St. Christoph den Anstieg zur Hütte antraten, war es Nacht. Rasch verschwand die große Schar der Eilfertigen in der Dunkelheit, und ich sah mich bereits nach den ersten hundert Metern mit einigen älteren Herren am Ende der Kolonne. Es waren Angehörige einer anderen Ulmer Sektion und so redselig, daß ich bald mehr von der Situation ihrer Sektion wußte als von der eigenen, der ich erst einige Wochen angehörte.

Eine Zeitlang hörten wir noch die Geräusche der Vorausgeeilten und fingen ab und zu einige Wortfetzen auf. Dann aber verschluckte der aufgekommene Nebel und das monotone Rauschen eines Regengusses auch die letzten Geräusche, und wir fünf waren allein. Ich bin mir heute klar, daß ich, auf mich allein gestellt, unter den obwaltenden Umständen den Weg zur Hütte niemals gefunden hätte.

Er wand sich in langen Kehren hoch, und ununterbrochen plauderte zur Linken ein Bächlein, einmal näher, einmal entfernter, bis uns der Weg schließlich brückenlos durch sein Wasser auf das andere Ufer führte.

Noch vor dieser Stelle geschah es, daß einer von uns auf ein Licht aufmerksam machte, das schräg über uns am Himmel zu hängen schien. Wir blieben stehen und eröffneten ein lebhaftes Palaver. Ein Stern? Wir waren uns einig, daß es ein solcher nicht sein konnte. Sterne sind bei bedecktem Himmel nicht zu sehen. Was also?

Es lag natürlich nahe, das Licht als die Hütte anzusprechen. Aber niemand tat es, weder meine Begleiter noch ich. Ich verzichtete verständlicherweise auf eine derartige Äußerung, denn ich kannte ja die Lage der Hütte nicht. Warum sich die anderen nicht dahingehend äußerten, blieb mir unerfindlich.

Eine geraume Zeit tiefen Nachdenkens verstrich, ehe einer — unsicher noch und keineswegs überzeugend — bemerkte:
„Es wird der Sputnik sein!“

Diese überraschende Deutung des Phänomens und unser mehr oder weniger zustimmendes Verhalten ist nur dem verständlich, der sich noch des Aufsehens erinnert, das dieser erste Vorstoß des Menschen in den Weltraum seinerzeit erregte.

„Ja, nachts soll seine Bahn am Himmel sichtbar sein“, wußte ein anderer zu berichten.

„In dieser Nacht von 19 bis 21 Uhr, war in der Donauzeitung zu lesen“, ergänzte ein dritter.

Nun zog das Licht aber gar keine Bahn am Himmel, sondern stand zweifelsfrei fest. Das mußten alle festgestellt haben, aber niemand bestätigte es. Offenbar scheute sich jeder, das sensationelle Ereignis, dessen wir so überraschend teilhaftig wurden, in Zweifel zu ziehen.

So standen wir in der Verlorenheit des weiten Arlberghanges: fünf seriöse Vertreter des homo sapiens, alle mit entsprechender Schulbildung, offenen Mundes in ein rätselhaftes Licht starrend, andächtig und beklommen wie weiland die redlichen Hirten auf den Feldern um Bethlehem.

Wortlos und gedankenverloren setzten wir den Aufstieg fort, während das Bächlein links von uns munter weiterschwätzte. Zeitweilig, bedingt durch die Unebenheiten des Geländes, verschwand das Licht, um schließlich erneut aufzutauchen. Als es wieder einmal hinter einer Felswand hervortrat, vernahmen wir aus seiner Richtung Hundegebell.

„Es ist die Hütte!“ sagten wir fast im Chor, ernüchtert und etwas enttäuscht, daß das von uns beschworene kleine Welttheater so rasch in Nichts verging. Es war tatsächlich die Hütte.

Als wir eine halbe Stunde später den Tagesraum betraten, drehte sich dort alles um Essen und Trinken und Nachtlager. Kein Mensch sprach vom Sputnik. Auch wir nicht. Klugerweise. Wer möchte sich schon freiwillig der Lächerlichkeit preisgeben? Erst allmählich gelang es mir, an der gehobenen Stimmung teilzuhaben, die alle ergriff in dem schönen Bewußtsein, wieder einmal auf der eigenen Hütte zu sein.

Es wurde ein heiterer unterhaltsamer Abend. Ab und zu tauchte in meinem Bewußtsein noch das Sputnikerlebnis auf, und jedesmal stieg mir eine Hitze-welle in den Kopf.

Ehe ich mein Nachtlager aufsuchte, trat ich noch einmal vor die Hütte. Der Nebel verschwand, und die Wolken hatten sich aufgelöst. Eindrucksvoll wölbte sich der Sternenhimmel über die weite Gebirgslandschaft und versprach einen schönen Tag, der mir Gelegenheit geben würde, auch die Umgebung der Hütte kennenzulernen. Nach dem Sputnik schaute ich vergebens aus. Aber sein nicht zu bezweifelndes Dasein beschäftigte mich noch, als ich nach den vielseitigen Erlebnissen des Tages zunächst vergeblich den Schlaf suchte. Er stellte sich erst ein, als ich endlich eine vernünftige Erklärung für unsere blamable Mißdeutung eines simplen erleuchteten Hüttenfensters gefunden hatte: Wir waren ganz einfach ein Opfer der Faszination geworden, die von einer zweifellos welthistorischen Großtat der Technik ausging. Also rehabilitiert tat ich den ersten glücklichen Schlaf auf der Ulmer Hütte.

Ich weiß nicht, ob meine Leidensgefährten eine gleich befriedigende Lösung gefunden haben. Ich bin ihnen nie wieder begegnet. Ich habe ihre Namen, wenn ich sie überhaupt erfahren, wieder vergessen, und ihre Gesichter sind mir nur unklar im Gedächtnis geblieben. Mir liegt auch nichts an einer Begegnung und einem Gespräch. Blamable Erlebnisse fallen am besten der Vergessenheit anheim.

Sensationeller Fund auf der Ulmer Hütte

Gelegentlich der angelaufenen Umbauarbeiten auf der Ulmer Hütte stieß man gleich in den ersten Tagen auf Dokumente, wie sie üblicherweise bei Grundsteinlegung von Bauwerken niedergelegt werden. Besonderes Aufsehen erregte ein stark vergilbtes Pergament aus dem Jahre 1414, in dem der damalige Pfarrer von Klösterle den mündlichen Bericht des Peter Loderer, Hirt von der Walfagähralpe, über eines der ungewöhnlichsten Ereignisse auf dem Arlbergpaß aufgezeichnet hat. Der hochwürdige Protokollant betont ausdrücklich, die Sätze so notiert zu haben, wie sie der Erzähler selbst formuliert hat. Auf welchem Weg oder Umweg das Dokument den Gründungsmitgliedern der Hütte im Baujahr 1903 in die Hand gespielt wurde, läßt sich heute nicht mehr klären. Daß die Ulmer es für wert erachteten, der Nachwelt erhalten zu bleiben, spricht für den Wert seines Inhaltes, den wir nachstehend bekannt geben.

- Aufzeichnung -

Dies ist das Wahrhafte Erlebnis des Peter Loderer, Hirten auff der Walfagähralpe, von ihm selbst erzählt und von mir aufgezeichnet am 31. octobris anno Domini 1414.

(Name unleserlich)
Pfarrer zu Klösterle

„Im Herbst des Jahres 1414 seindt hierorts plötzlich Gerüchte umgegangen, daß Paps Johannes XXIII. würdt seinen Weg zum Concilium zu Constantz über den Arlbergpaß nehmen. Umb mir das Spektafel des Vorbeizuges anzusehen, hab ich mich selbigen Tages, als dem 23. October, am Paß posttret. War eine gewaltige Heerschar, die sich von St. Christoff her näherte: Fußvolt, Reutter und vile Karossen. Ist plötzlich alles durcheinander gerathen, dieweil die Rösser eines Wagens gescheuth seindt vor den Wassern eines Bergbaches, so

sich über die Straße ergossen. Ist selbige Karosse aber die des Papstes gewesen, ist umgestürzt und hat den Heiligen Vater unter sich begraben, sodas ein wild Schreyen, Bethen und italiänisch Lamentieren hat angefangen. Riß ein prächtig gewandeter Officir den Befehl an sich und dirigirt die gesamte Schar zurück nach St. Christoff ins Spittal. Bin mitgegangen und hab dorten ein kräftig Süpplein gekriegt als Dank für die Hülff, so ich beim Unfall geleistet. Hatt sich der Officir, so der Commandeur der Papstgarde gewesen, zu mir gesetzt und gesagt, es müßt sich der Heilige Vater einige Tag von Schmerz und Schrednis erhohlen. Auch müßt der Wagen des Papstes, den er Dilleschangs* genennet, reparirt werden. Wollt der Commandeur die Zeit nutzen und sich die Umgegend näher beschauen. Kennete mich einen fischilanten** Bursch, sollt ihn führen, wird mein Schaden nicht sein. Hab ich ja gesaget und seindt wir am nächsten Tag frühzeitig zur Ballfaggäralp aufgestiegen. Haben uns auf dem oberen Teil der Alm, so ist zwischen der Schindlerspiz und dem Pfannentöpfle gelegen, ins Gras gesetzt, und ist der Officir des Lobes voll gewesen über diesen herrlichen Platz mit der weiten Umbsicht. Müßt ihm die Berge ringsum mit Nahmen benennen, den Kalten Berg mit den Schneefeldern, den wildzackigen Pattriol und die anderen Gipfeln des Fermal. Als ich die Kuchenpiz nennet, hat mein Commandeur mit Jung und Lipp geschlecket, das ich vermeint, er hätt Gelüst auf Essen und Trinken. Bracht ihm sogleich Milch und Käse. Hat er geruffen: Bravo, bravissimo! Und gemeint, es sei hier der rechte Fleck, ein fest Haus aus Steinen zu bauen. Müßt alle Fenster gehen auf das Fermal mit seinen Gipfeln und Gletschern und müßt Wein ausgeschänkt werden und Speys gereicht. Sey er ein weintgererst Mann und hab allenthalben solche Häuser angetroffen und nannte sie Hotells.

Hab ich entgegnet, solches sei unmöglich, da nur arme Leut seindt im gantzen Tyroll und Vorarlberg.

Antwort er, müßt eine große Stadt dafür gewonnen werden, allwo die Bürger seindt reich und bereit zu opfern wie in Venezia und Fiorenza, wo man solch große Bauwerke fertig gebracht.

Nannt ich ihm Ulmb, wo sie ein groß Münster gebauet hätten. Sey in selbigen Ulmb bei den Großeltern aufgewachsen und hätt dafelbsten beim Magister Hochmuth Lesen, Rechnen und Schreyben gelernt.

Hat er solches mit Freuden vernommen und geruffen: Dann schreyb's auff, Peter, schreyb auff, was wir hier gesprochen. Kunnt vielleicht einmal von Nutzen sein. Ist freilich vorerst nur ein Traumb. Aber alles Große, was Menschen geschaffen, war erst nur ein Träumen davon.

Haben noch lang im Gras gessen, und hat der Commandeur erzählet von der Fahrt mit dem Papst von Meran durch Wintschgau, ehe das groß Unglück passieret und der Heilige Vater ist unter den Wagen gerathen und beinah erdrückt. Hab mich müssen in mein Dickfleisch*** zwicken, um zu merken, das ich es bin, der Peter Loderer, mit dem der groß papistische Commandeur so klug und menschlich redet.

Seindt dann noch zum Ballfaggärjoch hochgestiegen, weil der Commandeur noch wollt einen Blick auff den Ballfaggärkopf**** und ins Almajur thun. Auff dem Rückweg ist er noch einmal am Platz von seinem Traumhaus stehen geblieben und fandt den Fleck abermahlen guth, sollt auch nit vergessen, den Ulmern zu sagen, das man ein Bauwerk nicht nur bauen müßt, sondern auch erhalten für die Zukunft. Würden selbiges aber schon wissen von ihrem Münster her.

Hat mich zuletzt wieder genant ein fischilant Bursch, sollt mit ihm gehen in sein Fähnlein, wollt mich gleich machen zum Caporal. Würd in der Welt viel zu sehn bekommen.

Hab aber nit mitkommen mögen. Kunnt mich nit trennen von meiner Alpe und meinen Viechern. Ist er allein hinabgestiegen nach St. Christoff. Hab noch oft gessen an dem Platz, wo das Steinhaus sollt stehen und mich gefragt, ob selbiges würd wohl gebauet werden von den Ulmern.“

* Diligence (Die Red.)

** vigilant = wachsam, schlau (die Red.)

*** statt eines vulgären Ausdrucks, den Loderer gebrauchte (die Red.)

**** Valluga

*Es mußten fast 5 Jahrhunderte vergehen, ehe der Grundstein für das von dem päpstlichen Obristlieutnant erträumte Haus gelegt wurde. Angesichts dieses großen zeitlichen Abstandes spricht es für die Klugheit und das Einfühlungsvermögen des Ulmer AV-Vorstandes, daß er sich für den gleichen Standort des Hauses entschied. Auch die Fensterfront wurde seinem Wunsche gemäß auf die aussichtsreiche Südseite gelegt. Und wenn es sich, wie Sie wohl inzwischen festgestellt haben, bei der vorliegenden Dokumentation auch weniger um einen Fund als um eine Erfindung**** handelt, so bleibt doch das darin zum Ausdruck gebrachte Vertrauen Peter Loderers in den Wagemut und die Opferbereitschaft der Ulmer Bürger bemerkenswert.*

Warum der Arlberg untertunnelt wurde

Eines Tages — ich saß vor der Hütte, die den Namen unserer Stadt trägt, und sah den Autos zu, die, unhörbar für mich, tief unten bei St. Christoph wie flinke Wiesel auf der Paßstraße hin- und herhuschten — dieses Tages also beschäftigte mich die Frage, warum wohl der Arlberg untertunnelt wurde. Ich war fest davon überzeugt, daß zwischen unserer Hütte und dem kühnen Unternehmen österreichischer Eisenbahningenieure ein Zusammenhang bestehen müsse.

Mein erster Gedanke war, Peter Riedl zu fragen, was eher da war, die Hütte oder der Tunnel; ich verwarf ihn jedoch sofort, weil es mir unzumutbar dünkte, meinen warmen Platz in der Sonne zu verlassen. Schließlich schien mir die Klärung der Priorität überhaupt nebensächlich und überflüssig, vielleicht sogar gefährlich, weil sie unter Umständen die von mir gewünschte Deutung illusorisch machen könnte.

Zweite Gedanken sind immer besser als erste; auch Gott schuf zuerst den Mann und dann die Frau. Ich blieb also sitzen, und da ich von vornherein auf seiten der Ulmer stand, argumentierte ich scharfsinnig: Stand die Hütte vor der Bahn, dann hätten ihre Besitzer mit ihrem Protest die Untertunnelung erzwungen — stand sie noch nicht, dann hätten die Planer des Arlberghauses von der projek-

tierten Bahnlinie gehört und in weiser Voraussicht erfolgreiche Schritte unternommen, das künftige Hüttengebiet vor Verschandelung zu bewahren. In beiden Fällen aber — das war meine feste Überzeugung — mußte eine persönliche Vorsprache in Wien notwendig gewesen sein.

„Die Herren möchten von einiger Noblesse sein und sich in ärarisch-fiskalischen Angelegenheiten einigermaßen auskennen“, antworteten die Wiener auf ein diesbezügliches Ansuchen der Ulmer. Nun, der Sektion, unter deren Mitgliedern sich, wie auch heute noch, eine beachtliche Anzahl honoriger Persönlichkeiten des öffentlichen und kulturellen Lebens befand, fiel es nicht schwer, eine dreiköpfige Delegation aus seriösen älteren Herren zusammenzustellen. Ausschlaggebend für die zu treffende Auswahl war nicht nur der Besitz eines schwarzen Gehrockes und eines steifen Hutes, sondern ebenso das Vorhandensein eines würdigen, gut gepflegten Backenbartes, da von vornherein mit der Möglichkeit einer Audienz bei Seiner Apostolischen Majestät dem Kaiser Franz Joseph dem Ersten gerechnet werden mußte.

Eine solche kam denn auch wirklich zustande.

Die Ulmer, die von Anfang an das ganze Unternehmen als eine Angelegenheit des 6. Schwierigkeitsgrades einschätzten, hatten sich entsprechend vorbereitet. Sie machten den Kaiser zunächst mit dem tatsächlichen, respektive projektierten Standort der Hütte bekannt. Sie berichteten, wie sie die schönen Lande Seiner Majestät auf der Suche nach einem passenden Platz durchwandert hätten und sich ihnen ein solcher auf dem breiten Balkon unter den Abstürzen des Trittkopfes, des Jahnturmes (hier erschien für einen Moment eine Falte des Unmutes auf der kaiserlichen Stirn) und der Schindlerspitze angeboten habe mit einem wahrhaft einzigartigen Blick auf ein Halbrund herrlicher Berggipfel, beginnend bei Seiner Majestät Hohem Riffler im Osten und endigend am Massiv des Säntis in den Schweizer Landen, von wo aus — wie allgemein bekannt sei — im 14. Jahrhundert das weise Herrschergeschlecht der Habsburger seinen unvergleichlichen Aufstieg genommen.

Franz Joseph fragte zunächst die anwesenden Minister, ob ihm, dem Kaiser, sotane Gegend vielleicht bekannt wäre. Es stellte sich heraus, daß dies nicht der Fall sei und auch nicht sein könne, indem ad 1 das dortige Terrain steinig und steril wäre (abgesehen von ein paar Gipslöchern, deren Ausbeutung sich jedoch nicht lohne) und ad 2 es in besagter Gegend zwar viele Murmeltiere, auch einige Gemsen, aber keinerlei Rotwild gäbe, weßrum sich eine kaiserliche Jagd eo ipso verbiete.

Hierauf verlor das Gebiet, ohnedies belastet mit dem ominösen Namen des revolutionären Turners Jahn, für den Kaiser sichtlich an Interesse. Die allerhöchste Aufmerksamkeit erlahmte zusehends, so bewegt und anschaulich auch die Ulmer Dreierseilschaft darlegte, wie der Dampf der k. u. k. Lokomotiven die Luft verpesten und das Rollen der bekanntermaßen schlecht gefederten Waggons die erhabene Stille der Hochgebirgsnatur beeinträchtigen würden. Ja, es stand denkbar schlecht um die Sache der Petenten.

Nun hatten aber die klugen Ulmer nicht versäumt, in ihrer Bittschrift submisses darauf hinzuweisen, daß während der napoleonischen Kriege die Bürger der alten Reichsstadt mehrfach den österreichischen Truppen Quartier gewährten, wobei sie allerdings geschickter Weise verschwiegen, daß man das nur unfreiwillig und höchst widerstrebend getan. Auch die lästigen Kontributionen unterschlugen die gescheiterten Schwaben und das böse Poem, mit dem seinerzeit ein gewisser Professor Fischer den Abzug der Österreicher besungen:

Nun stehen frei die Felder,
nun ruhen alle Wälder
von ihrer Äxte Schlag;
fort ziehen Österreichs Söhne,
doch der Verarmten Träne
folgt ihnen, sie verwünschend, nach.

Franz Joseph I. ließ die Angaben der Bittsteller unverzüglich nachprüfen, und als sich ihre Wahrheit bestätigte und noch ergänzt wurde durch die Erklärung des k. u. k. Kriegsministers, daß man Anno 1805 bei Elchingen unweit Ulm das einzige siegreiche Gefecht während des ganzen Feldzuges geschlagen habe, erhielt vorerst einmal der findige Archivar den Titel „Kaiserlicher Rat“ und sodann die Delegation der ob der unvermuteten glücklichen Wendung geradezu konsternierten Ulmer die Erfüllung ihres Wunsches. Der Kaiser, bereits in dem Alter, in dem die Gesetze von Raum und Zeit allmählich ihre Gültigkeit verlieren, sprach die verdutzten Bratenröcke aus dem Schwabenlande in glückhafter Verwechslung von einst und jetzt mit „meine lieben Landeskinder“ an und befahl seinem Eisenbahnminister in lapidarer Kürze, unverzüglich die Doppelgleise der geplanten Bahnlinie zwischen Langen und St. Anton unter die Erde zu verlegen.

*

So etwa beantwortete ich mir in jener Stunde gedankenvollen Alleinseins auf der Bank vor der Ulmer Hütte die mir selbst gestellte Frage „Warum der Arlberg untertunnelt wurde“. Es kann leicht sein, daß meine Darstellung nicht ganz der historischen Wirklichkeit entspricht. Aber man sollte das nicht so tragisch nehmen und bedenken, daß ich zu Frau Loisons gutem und reichlichem Mittagessen einige Viertel von Peters vorzüglichem Roten getrunken hatte, ehe ich mich genießerisch der Sonne und dem Sinnieren hingegeben. Ab und zu werde ich auch in kurzen Schlaf gefallen sein, und so mag sich mancher Passus eingeschlichen haben, der weniger gedacht als vielmehr geträumt war.

Es steht also meine Geschichte auf recht wackligen Füßen. Aber mir geht es wie jenen Eltern, denen man nachsagt, daß sie ein gebrechliches Kind besonders lieben. Auch ich bin in meine etwas absonderliche Interpretation verliebt und frage nur, woher meine Phantasie den Anstoß erhielt, so eigenwillige Wege zu gehen. Nun, ich glaube auch das beantworten zu können.

Besucher der Ulmer Hütte werden auf dem Gang im ersten Stock das schwarzgerahmte, großformatige Brustbild eines würdigen Herrn finden. Es wird das um die Jahrhundertwende entstandene Konterfei eines verdienstvollen Kassierers der Sektion sein, eines tüchtigen Schriftführers vielleicht oder gar eines berühmten Vorsitzenden. Ich mag diese Großformatigen einer vergangenen Epoche, mit denen man häufig die Wände der Gänge und Schlaf- und Gasträume schmückt, nur ungern. Immer fühle ich mich von den meist strengen und vorwurfsvollen Gesichtern beobachtet und gerügt, etwa wegen einer zu laut geführten Unterhaltung auf der Stiege, wegen ungebührlichen Schnarchens unter einer kratzigen Decke oder gar beim Singen, wenn ich schon bei der zweiten Strophe wegen mangelnder Textkenntnis betrügerisch nur die Lippen bewege. Auch jener Tag auf der Dominikushütte fällt mir ein, als ich unter dem mißbilligenden Blick solch eines seriösen Herrn die Frage nach dem Ausbleiben der Freunde im Matratzenlager mit dem zugegebenermaßen etwas deplazierten Gesang

Das machen nur die Beine von Dolores,
daß die Senores
nicht schlafen gehn...

beantwortete.

Kein Wunder also, wenn ich mich vor besagtem Bild im ersten Stock der Ulmer Hütte immer möglichst unbemerkt vorbeidrückte. An jenem Nachmittag aber, als ich mir aus meinem Zimmer die Zigarre für die schöpferische Stunde auf der Sommerbank holte, traf mich ein Blick aus Augen, die alle Strenge verloren hatten und freundlich einladend meine Gedanken in jene Richtung lenkten, die sie denn auch in den obigen Ausführungen genommen.

Ganz gewiß: So und nicht anders empfang ich die Inspiration zu dem, was ich zu Nutz und Frommen unserer Leser nunmehr auch zu Papier gebracht habe. Schon lange schien es mir notwendig, einmal die Meriten der Planer und Erbauer der Ulmer Hütte in das ihnen gebührende Licht zu rücken. Dies hiermit getan zu haben, empfinde ich mit besonderer Genugtuung.

Nachwort

Es tut mir furchtbar leid, aber ich bin das Opfer eines falsch gedeuteten Blickes und meiner von Peters Rotem befeuerten Phantasie geworden. Zwischen dem Durchschlag des Arlbergtunnels im Jahr 1883 und dem Bau der Ulmer Hütte im Jahr 1903 liegen nach Adam Riese nicht weniger als 20 Jahre, so daß sich die Geschehnisse kaum so abgespielt haben können, wie ich sie hier erzählt habe. Auch meinen Freund Hans Werndl, den liebenswürdigen Zeichner unseres Titelbildes, habe ich umsonst bemüht. Es ist schrecklich!

Bitte tun Sie so, als hätten Sie mein Geschreibsel nie gelesen!

Anmutiges Zwischenspiel auf der Ulmer Hütte

Oft zeitigen scheinbar harmlose Versehen ungeahnte Folgen, gleichgültig wann und wo sie sich abspielen. Dies hier geschah am 7. Mai, einem Montag, als das Ehepaar Riedl im Begriff war, die Hütte zu verschließen und die wenigen Wochen zwischen Winter- und Sommersaison im heimatlichen Grins zu verbringen.

Peter Riedl, den vollgepackten Rucksack bereits auf dem Rücken, warf noch rasch einen Blick auf die Theke. Sie war sauber aufgeräumt. Im Wandfach lagen das Hüttenbuch und die beiden AV-Ausweise, die nach zwei stark besuchten Wochenenden liegen geblieben waren. Der eine zeigte das Paßbild eines jungen Mannes, der andere ein liebliches Mädchenantlitz, bei dessen Anblick Peter, die schwere Last auf dem Rücken vergessend, entzückt haften blieb und ins Sinnieren geriet. Weiß der Himmel wohin sich seine Wünsche noch verirrt hätten, wenn nicht Frau Loisons ungeduldige Stimme aus der Küche ertönt wäre.

„Was machst Du bloß noch?“

Und da geschah es! Peter fuhr zusammen wie ein Buchhändlerlehrling, der sich bei verbotener Lektüre ertappt sieht, legte hastig die Ausweise zurück in das Hüttenbuch, in der Eile nicht zusammengeklappert und mit den Bildseiten gegeneinander, so daß die beiden Gesichter sich anblickten. Folge: Eine der schönsten, aber auch seltsamsten Liebesgeschichten, die sich auf der Hütte je abgespielt.

Während das Ehepaar Riedl glücklich und unbeschwert im Arlbergexpress gen Landeck rollte, machten die beiden unfreiwillig Gefangenen ihre erste Bekanntschaft. Eine gegenseitige Vorstellung erübrigte sich, da sich alles Wissenswerte über Name, Alter und Wohnort aus den aufgeschlagenen Ausweisen ablesen ließ. Dann aber erkannte Inge plötzlich das peinliche tête à tête.

„Mein Gott, mein Gott! Wie ist denn das passiert?“ stammelte sie verwirrt.

„Keine Aufregung, mein Fräulein! Alles schon dagewesen. Kennen Sie das Duett aus ‚Tristan und Isolde‘?“ meinte beruhigend das freundliche Vis-à-vis und sang mit einer frischen Tenorstimme:

Von Deinem Zauber sanft umspinnen,
vor Deinen Augen süß zerronnen;
Herz an Herz Dir,
Mund an Mund,
eines Atems ew'ger Bund.

Jawohl, er, Gert, sei Musikstudent, einer der glücklichen Menschen also, denen es gegeben ist, jede Situation musikalisch auszudeuten, wovon er das Fräulein gern profitieren lassen möchte.

„Lassen Sie das, bitte!“ flehte Inge, die das Angebot höchst gefährlich fand. „Und keine Note mehr! In diesem verlassenen Haus macht mich schon jedes laute Wort nervös!“

Nach einer Woche etwa war Schluß mit der Selbstverpflegung aus den Rucksäcken, und die beiden Eingeschlossenen sahen sich gezwungen, Frau Loisons Küchenbestände anzugreifen. Inge war dies gar nicht recht.

„Mundraub ist erlaubt“, tröstete Gert. „In unserer verzweifelten Lage sogar Mundraub in Permanenz. Ulkig, klingt fast wie Pirmasens“, fügte er wie nachdenklich hinzu und zauberte mit seinem Unsinn ein Lächeln auf Inges Mund.

„Er ist ein goldiger Junge. Man muß ihn lieb haben“, dachte sie und erschrak ein wenig bei dieser Feststellung.

Gemeinsame Schuld war von jeher eine erfolgreiche Kupplerin. Bei Gert und Inge führten die täglichen Beutefahrten zum ersten vertraulichen „Du“ und zur allmählichen Aufgabe der Tabus, denen sie sich bisher unterworfen. Inge öffnete langsam wieder Ohr und Herz, die sie bisher hartnäckig verschlossen, und Gert stellte mit Vergnügen fest, daß die aufmerksame Zuhörerin seinen wieder aufgenommenen Gesangsdarbietungen verfiel, wie vorzeiten ihre adeligen Geschlechts-genossinnen den Liedern ihrer Troubadoure. Gert hinwiederum bemühte sich nicht mehr zu verbergen, daß er sich abends nur ungern vor Inges Zimmertür verabschiedete, was deren fraulichen Stolz beträchtlich hob.

Als aber der zärtliche Liebhaber am Schluß eines besonders schön verlaufenen Tages mit dem unglücklichen Max aus dem „Freischütz“ flehte

„Nein, länger trag ich nicht die Qualen,
die Angst, die jede Hoffnung raubt!“

erkannte Inge plötzlich die Gefahr, in der sie sich befanden.

„Noch sind wir keine Eheleute, Gert!“ wehrte sie angstvoll ab, um im selben Augenblick — ihr selbst unbegreiflich — dem Abgewiesenen in einer jähen Aufwallung von Zuneigung und Mitleid einen Kuß auf die Stirn zu drücken.

Der so überraschend Beschenkte kam sich vor wie ein Bär, der plötzlich einen Schmetterling in der Pranke hält. In der Verwirrung fand der verdutzte Sänger keine passende Arie und stürzte kopflos die Treppe hoch.

Gert erkannte sich selbst nicht wieder. Er hatte versagt, versagt wie ein Revolver, der im entscheidenden Augenblick eine Ladehemmung hat. Drei Tage verschloß er sich in sein Zimmer und überdachte die verfahrenere Lage. Dann beschloß er, zu handeln.

Sie saßen schweigend am Mittagstisch. Es wollte kein Gespräch gelingen. Da faßte sich Gert ein Herz.

„Inge?“

„Gert?“

„Also, wie ist das nun mit der Hochzeit?“

„Bist Du verrückt!“

„Ich habe Dich so verstanden.“

„Wie denkst Du Dir das bloß! Nichts ist da. Kein Pfarrer, keine Kirche.“

„Aber ein Standesbeamter!“ erwiderte Gert schlagfertig. „Da hängt oben in dem langen Gang das Bild eines alten Herrn, eines Sektionsvorsitzenden oder anderen großen Tieres. Der tut's sicher. Er ist auch schon entsprechend gekleidet. Sehr seriös, ganz in Schwarz. Ich werde mit ihm reden!“

Er wartete keine Entgegnung ab, sprang auf und stieg fröhlich pfeifend die Treppe hoch. Inge kam die Melodie bekannt vor. Natürlich: Zaubrerflöte — „Dies Bildnis ist bezaubernd schön!“

„Einfälle hat er! Man kann ihm nicht böse sein“, dachte Inge und schüttelte den Kopf.

Nach kaum fünf Minuten war Gert wieder da, geknickt wie ein von der Wand abgewiesener Sechegradler.

„Ich habe ihm den Nobelpreis angeboten und den Schlüssel zu Peter Riedls Weinkeller, aber er tut's nicht. Bitte, versuch Du es, Dir wird er sich nicht versagen!“

„Kommt nicht in Frage! Ich schäme mich!“

Augenblicklich verwandelte sich Gert in einen verzweifelten Lohengrin.

„Weh', nun ist all unser Glück dahin!“

sang er. Mit großer Gebärde, wie Wolfgang Windgassen in Bayreuth.

Inges Widerstand schwand hin wie Schmalz auf dem Küchenherd.

„Gut! Ich will es versuchen“, sagte sie seufzend.

Sie kam zurück mit einer Zusage.

„Ich wußte es!“ triumphtierte Gert. „Schon die Schlange im Paradies hatte erkannt, daß man eine Frau vorschicken muß, wenn man bei Männern etwas erreichen will!“

„Er ist unverbesserlich!“ dachte Inge, wütend und belustigt zugleich.

Die Trauung fand in Riedls Wohnraum statt, weil Gert die feierliche Handlung mit Radiomusik ausschmücken wollte.

„Bitte, Beat!“ flüsterte Inge.

„Geht nicht! Der alte Herr kennt ja nicht einmal Hindemith und Prokofieff. Er läuft uns womöglich davon!“

Verzweifelt suchte Gert zwischen Vorträgen und Werbetexten nach einem geeigneten Tongemälde. Schließlich gab er die Kurbelei auf, denn der mit Mühe herbeizitierte Standesbeamte schien über dem Interesse an dem ihm unbekanntem Zauberkasten seine eigentliche Mission zu vergessen.

In jener atemlosen Stille, die uns aus dem Zirkus bekannt ist, wenn während eines waghalsigen Balanceaktes plötzlich die Musik schweigt, rollte nunmehr die Trauungszeremonie ab. Ob in der gesetzlich vorgeschriebenen Form, ist freilich mehr als zweifelhaft.

Am lebhaftesten erinnert sich Inge jenes erregenden Augenblickes, da der bedachtsame Kopulator in feierlichem Ernst das Hüttenbuch aufschlug, die darin festgehaltenen Personalien verlas und schließlich den die Ehe Begehrenden die bekannte, ein eindeutiges „Ja“ erheischende Frage vorlegte. Gert antwortete stolz und erfolgsbewußt; Inge froh und erleichtert, weil eine der Sauberkeit ihres Herzens zuwiderlaufende Entwicklung eine so erfreuliche Wendung genommen.

„Hiesigen Ortes copuliert am 25. Mai a. c.“ schrieb der Pseudo-Standesbeamte kalligraphisch vollendet an die Klammer, mit der er in Peter Riedls Hüttenbuch die beiden Namen symbolisch für ewig verband. Der kunstvoll verschnörkelte Namenszug, den er darunter setzte, beeindruckte die jungen Eheleute sichtlich und veranlaßte Gert zu der Bemerkung, ihre eigenen Unterschriften nähmen sich dagegen aus wie das hilflose Gekritzel von Analphabeten.

Beim Gumpoldskirchner Zierfandl, den Gert in Peter Riedls Weinkeller gefunden, taute der etwas wortkarge einstige Sektionschef auf wie der Schindlerferner in der Frühlingssonne.

„Jetzt stört mich nur noch sein feierlicher Anzug“, flüsterte Inge Gert zu. „Eine Hütte ist doch kein Festsaal!“

„Du mußt das verstehen. Der alte Herr stammt aus einer Bergsteigergeneration, die den Großglockner noch mit Schlips und steifem Kragen anging. Aber ich werde Abhilfe schaffen!“

Darauf bot Gert dem prominenten Hochzeitsgast Zigarren an, eine „Großglockner“ und eine „Großvenediger“, die besten Sorten aus den Beständen des abwesenden Hüttenwirtes.

„Exzellente, ganz exzellente!“ meinte der Beschenkte. „Gleich zwei erfreuliche Novitäten der k.u.k.-Tabaktrafik. Bisher beschränkte sich das Sortiment auf Kuba, Portoriko und natürlich die famosen Virginias.“

„Er weiß nichts von 1918 und dem schmalbrüstig gewordenen Österreich“, belehrte Gert Inge leise. „Aber lassen wir ihn dabei. Wir würden ihn unglücklich machen.“

Inzwischen hatte der frohgestimmte Alte den Zigarren vorsichtig die Bauchbinden abgestreift und setzte sie mit der schönen Galanterie einer vergangenen Zeit als Ringersatz den Neuvermählten auf die Finger.

„Der gnädigen Frau! Dem Herrn Gemahl!“ meinte er spitzbübisch lächelnd, während Gert mit viel Vergnügen Inge verlegen erröten sah.

So von Gert mit Wein, Tabak und lebhaftem Disput zum „Transpirieren“ gebracht, entledigte sich unter mehrmaligem „Pardon, Madame“ der Kavalier alter Schule etwas widerstrebend seines Rockes und eines seltsamen steifen Brustlatzes, den er auf Inges neugierige Frage als „Chemisette“ bezeichnete.

Ein erregendes Ereignis trat ein.

Inge wollte wissen, ob der Herr Standesbeamte seinen schönen Vollbart beim Schlafen mit unter die Bettdecke nähme oder heraußen lasse.

„Welch amüsante Frage!“ erwiderte der Befragte, begann scheppernd zu lachen und bekam einen Hustenanfall, in dessen Verlauf sein Zwicker von der Nase sprang und in eine schwarze Seidenschnur fiel.

„Wie mein Freund Karl an der Knoppenjochspitze ins Seil!“ rief Gert aufgeregt und gab damit das Stichwort zum Austausch von Bergsteigergeschichten aus zwei Jahrhunderten.

So wurde die Nachfeier der standesamtlichen Trauung zu einem höchst vergnüglichen Abend, und die alte Standuhr in der vorderen Gaststube verkündete die Mitternachtstunde, als sich Gert und Inge von ihrem charmanten Gesellschafter verabschiedeten.

Der einsame Zecher in der gemütlichen Wohnstube leerte genießerisch noch eine Flasche einheimischen Strümpfelbachers, ehe er sich leisen Schrittes auf seinen Korridor begab und schnaufend in seinen Glaskasten kletterte. Er rumorte noch einige Zeit in seinem Gehäuse herum, ehe er die Lage wieder gefunden, die innezuhalten ihm seit fünf Jahrzehnten auferlegt war. Um seinen Mund spielte ein zufriedenes Lächeln, wie einem, der etwas Schönes erlebt hat. Es war aber nicht zu erkennen, ob es seinem gelungenen Debüt als Standesbeamter galt, oder ganz einfach den beiden jungen Menschen, die glücklich gemacht zu haben, er als eine gute Tat empfand.

Am 5. Juli erschienen Peter und Loise wieder auf der Hütte.

Gert und Inge gelang es, unbemerkt durch die Terrassentür zu ent schlüpfen. Während sie auf dem kürzesten Wege zu Tale eilten, um so bald als möglich die kirchliche Trauung nachzuholen, stellte Peter erleichtert fest, daß Wein- und Zigarrenbestände unberührt geblieben waren und das Hüttenbuch keine Änderungen aufwies. Auch die beiden AV-Ausweise lagen noch so unter dem Buchdeckel, wie er sie damals eilfertig untergebracht hatte. Trotzdem beschloß er, die vermaledeiten Dokumente, die ihm so aufregende Träume verursacht, umgehend und auf eigene Kosten den Sektionen Wiesbaden und Ravensburg zuzustellen.

Das einzig Auffällige war, daß das Bild des verdienten Sektionsvorsitzenden schief an der Wand des oberen Ganges hing. Aber das mochte wohl eine Nachlässigkeit des Zimmermädchens gewesen sein, meinte Frau Loise, und rückte es gerade.

Als sich die Ulmer Hütte schon längst wieder mit allerlei Bergvolk füllte und Peter Riedl schon längst wieder den Schlaf des Gerechten schlief, traf in Ulm folgendes Telegramm ein:

dav-sektion ulm

erbitten in tiefer dankbarkeit c-mitgliedschaft - stop -

referenz bei peter riedl einholen - stop - gruß der

unvergeßlichen ulmer hütte - stop - rosenkavalier

dritter aufzug schlußzene*

gertinge

* „Ist ein Traum, kann nicht wirklich sein, daß wir zwei beieinander sein!“

Blättesmas Alptraum

Für Alpträume ist bei genauerem Hinsehen in den meisten Fällen eine Motivation zu finden: ein gehabtes oder zu erwartendes bedeutungsvolles Ereignis, ein Ärgernis oder eine andere seelische Belastung. In meinem Fall fand sich der Anlaß im letzten Nachrichtenblatt (3/73), in der gelungenen Schilderung Margret Striddes über Eindrücke von den Festtagen auf der Ulmer Hütte anlässlich der Einweihung der 1972 durchgeführten Umbauten. Sie berichtete, wie die Musikkapelle „eng vereinigt im Kasten der Materialseilbahn zur Hütte heraufschwebte“, und meinte, dies sei ein Anblick gewesen, „der unseren Blättesma bestimmt zu einer eigenen phantasievollen Geschichte angeregt hätte“. Diese leichtfertig hingeworfene Bemerkung registrierte die dafür zuständige Abteilung meines Gehirns offenbar als eine Aufforderung, als einen Befehl, den zu erfüllen meine redaktionelle Ehre verlangte. Ich sah mich in die Pflicht genommen und der verhängnisvolle Passus blieb in meinem Kopf lebendig, bis er etwa vier Wochen nach der Feier, an der ich übrigens nicht teilgenommen hatte, in einer schwülen Augustnacht den schweren Traum auslöste, von dem jetzt erzählt werden soll.

Ich befand mich plötzlich in der windschiefen Bretterbude, die die Bergstation unserer Materialseilbahn darstellt. Zum erstenmal interessierte mich ihr Interieur, und ich entdeckte in der linken hinteren Ecke eine Mäusefamilie, bestehend aus der Mutter und 5 niedlichen Kinderchen. Rätselhafter Weise bildete ich mir ein, es müßten deren sechs sein, und wirklich fand ich nach einigem Suchen das sechste im Kasten des Aufzuges, in den es offenbar unbeobachtet hineingeklettert war. Plötzlich setzte sich der Kasten talwärts in Bewegung, und das kleine Lebewesen geriet unversehens in eine Lage nicht unähnlich der eines Touristen, der hochgemut im Reisebüro Walz eine Kreuzfahrt durch die Ägäis gebucht hat. Und wie solch ein gewagtes Unternehmen häufig durch Auftreten der bekannten Seekrankheit wesentlich an Reiz verliert, erging es auch dem reiselustigen Mäuslein, dem die Schwankungen seiner Luftschaukel erhebliche Magen- und Herzbeschwerden bereiteten.

Der kleine Ausreißer war deshalb heilfroh, als das vermaledeite Fahrzeug auf der Höhe des Arlbergpasses zum Stehen kam, ohne freilich zu ahnen, daß weit Schlimmeres ihm noch bevorstand.

Auf der Paßstraße hatten sich die Angehörigen der Blaskapelle Klösterle eingefunden, die die musikalische Umrahmung der Einweihungsfeier übernommen hatten und denen sich überraschend die Möglichkeit bot, ihre Instrumente und vielleicht auch ihren eigenen Corpus bequem zur Hütte hochzubringen. Klug ihre eigenen Sitzplätze einkalkulierend, schichteten sie die Instrumente sorgfältig zu einem ansehnlichen Gipfel übereinander. Daß sie das über dem arg erschreckten Mäuslein taten, blieb unbemerkt. Dann schwangen sie sich, mehr oder weniger geschickt, selbst in die Gondel, die darob in wildes Schwanken geriet und den ganzen Blechhaufen zum Einsturz brachte. Das ohrenbetäubende Poltern raubte dem erschrockenen Mäuslein vollends den Verstand, und rein instinktmäßig kroch es in einen der vielen metallenen Trichter, die sich als Schutz anboten. Es war der eiger Trompete. Die Auffahrt selbst vollzog sich verständlicherweise fast lautlos, denn schon immer haben Leute, die ohne gültige Fahrkarte ein Fahrzeug benutzen, es ängstlich vermieden, auf sich aufmerksam zu machen.

Inzwischen hatten sich vor der Hütte die Festteilnehmer versammelt, ernst und mit frommen Mienen. Ein Altar war aufgebaut und mit Blumen geschmückt. Der bergerfahrene Pfarrer hatte — genau wie Margret Stridde berichtet — das Meßgewand über seine Wanderkluff gestreift. Ich stellte fest, daß es prächtig aussah und dem geistlichen Herrn fast bis an die derben Bergschuhe reichte. Die Ankunft der Musiker wurde mit Genugtuung zur Kenntnis genommen. Man deutete fälschlicherweise ihre bei Anfahrt und Ausstieg an den Tag gelegte Ruhe und Sittsamkeit als Anerkennungswerte Rücksicht auf ihr augenblickliches kirchliches Engagement. Sie nahmen den ihnen vorbehaltenen Platz ein, füllten ihre Lungen mit Luft und hoben ihre Instrumente zum ersten Musikstück an die Mäuler. In der Trompete steckte das unglückselige Mäuslein, eine Gewißheit, die bei mir zum ersten, einem mittelschweren Schweißausbruch dieser Nacht führte. Zweierlei konnte geschehen: Entweder wurde das Mäuslein mit dem ersten Luftstoß aus dem Blechrohr geschleudert und landete auf einem der demütig entblößten Häupter, oder der Trompete entquoll ein verstümmelter Ton. In beiden Fällen gab es eine Katastrophe.

Unerklärlicherweise geschah keines von beiden. Der feierliche Choral endete ungestört mit einem harmonischen Schlußakkord. Was war geschehen? War es dem Mäuslein gelungen, ungesehen seinem unfreiwilligen Gefängnis zu entfliehen? Interessiert und besorgt zugleich verfolgte ich den weiteren Verlauf der Feier. Die Männer aus Klösterle bliesen unermüdet und ungestört zu ihres Herrgotts und der Feiernden Freude. Dann kam jener ernüchternde Moment, wo die Bläser üblicherweise gezwungen sind, ihre Instrumente vom gesammelten Speichel zu entleeren.

Der Trompeter stellte als erster seine Mitarbeit ein, hielt sein Blechrohr zu Boden, und begann es zu klopfen und zu schütteln. Augenblicklich entstand vor den Spitzen seiner Schuhe ein nasser Fleck, den der Trompeter ob seines beträchtlichen Umfanges mit Überraschung und einigem Mißfallen betrachtete. Er konnte nicht wissen, daß sein eigenes Produkt angereichert war durch das Wasserlein, das das Mäuslein nicht zu halten vermochte, als es beim Poltern über eine Stütze der Seilbahn in seiner spiegelblanken Röhre in Bedrängnis geriet. Kopfschüttelnd versuchte der erschrockene Blasmann den fatalen Fleck auf dem Boden mit den Schuhsohlen wegzuwischen, aber noch ehe er sein Blasrohr an die Lippen legte, um seinen unterbrochenen Musikpart fortzusetzen, durchfuhr ihn ein neuer Schreck. Das Mäuslein rutschte doch noch aus der Trompete, und der Trompeter kam sich vor wie der Zauberkünstler, dem es gelingt, zur allgemeinen Überraschung ein Kaninchen aus seinem Zylinder zu schütteln.

Erneut begann er sein Instrument zu kippen und zu beklopfen, als gälte es eine ganze Hecke von Mäuslein herauszuholen.

Besorgt beobachtete der Nachbar des Trompeters das aufgeregte Tun seines Kollegen, das ihm in Hinblick auf das befriedigende Reinigungsergebnis sinnlos erscheinen mußte. Teilnahmsvoll fragte er:

„Was hast, Franz? Hat's di a Weps gestochn?“

Wortlos wies Franz auf das Mäuslein, das soeben aus der Ohnmacht erwachte, in die es durch Fall und Musikgedröhn geraten.

„Kreuzelement“, jubelte der Nachbar. „Das gibt a Gaudi!“

„A Sauerei gibt's, Depp, damischer!“ zischte Franz und sah die Maus nach Art ihres Geschlechts blitzschnell, unberechenbar und scheinbar ziellos zwischen den Beinen der Herumstehenden verschwinden. Ziellos? Wirklich ziellos? Sind nicht die Frauen weltweit davon überzeugt, daß es Mäuse nach einem unerforschlichen Naturgesetz auf ihre Beine abgesehen haben?

Aber hier waren diese appetitlichen Attribute holder Weiblichkeit nicht zu finden. Auch der darauf lüsterne Nachbar mußte das feststellen.

„Nix siehst du von nackete Weiberhaxen! Nix als kratzige Wollsocken und Bundhosen!“ klagte er.

Ich begann zu rechnen. 50 bis 100 andächtige Männer und Frauen. Das gibt die doppelte Zahl von Beinen. Und die standen wie die Baumstämme in einem Fichtenhochwald. Langweilig, ein verwirrendes Einerlei, in dem das Mäuslein herumfuhr wie ein verirrtes Kind.

Auch des Trompeters beutegieriger Nachbar fand das Angebot dürrtig und langweilig.

„Keinen Rock kannst nicht sehen!“ jammerte er. „Nicht einen, außer dem Herrn Pfarrer seinigen!“

Bisher war ich interessiert dem Disput der beiden Musikkollegen gefolgt. Nun, da der Schwätzer leichtfertig das ausgesprochen, was ich mir überhaupt zu denken verboten hatte, schien es mir an der Zeit, selbst in das Geschehen einzugreifen. Es galt das Mäuslein vor dem verhängnisvollen Irrtum zu bewahren, das geistliche Gewand des Pfarrers mit einem weltlichen Rock zu verwechseln. Ich war jetzt nicht mehr nur schweigsamer Beobachter eines heiteren Lustspiels, sondern alle Folgen überdenkendes Sektions-, ja sogar Vorstandsmitglied. Hier wurde jetzt Geschichte gemacht, Sektionsgeschichte. Es hatte seit ihrem Bestehen mancherlei Feiern in und um die Hütte gegeben, stets gelungene und unvergeßlich schöne. Alle waren im Bild festgehalten worden. Im letzten Nachrichtenblatt hatte ich sie alle noch einmal zusammengestellt. Darunter, wie man sich erinnern wird, eins mit vollständig verkehrter Datierung, obwohl die prähistorischen Kostüme mich hätten stutzig machen müssen. (Eine redaktionelle Panne, die jetzt im Traum zu zusätzlicher Schweißabsonderung führte!) Auch von der heutigen Feier wird es ein Foto geben. Ich habe den sehr zuverlässigen Sektionsfotograf Harry Stock darum gebeten. Und dieses sicher technisch einwandfreie Bild würde für immer mit einem fatalen, im Grunde höchst lächerlichem Ereignis verbunden sein, eine Möglichkeit, die sich mir im Traum bereits zur häßlichen Gewißheit steigerte, wenn es mir nicht gelang, das Mäuslein rechtzeitig von einer unüberlegten Tat zurückzuhalten.

Die Kapelle — offensichtlich der Meinung, die feierliche Zeremonie gestatte jetzt einen zweiten nunmehr heiteren Teil — intonierte jetzt den alten halbvergessenen Schlager „Puppchen, du bist mein Augensterne“. War der Kapellmeister verrückt geworden? Auch auf den Gesichtern der hundert Männer und Frauen spiegelte sich Erstaunen und Mißfallen. Gab es eine Begründung für diesen Mißgriff des Musikkommandanten in seinem Notenrepertoire? Ich fand sie nur in der augenblicklich in Mode gekommenen Liebe zu den alten Dingen, für die man den Begriff „Nostalgie“ geprägt hatte. Aber dieses Wort war mir entfallen, und während ich verzweifelt nach ihm suchte, registrierte ich fluchend einen neuerlichen, nunmehr aber schweren Schweißausbruch.

Ich hatte darob das Mäuslein fast vergessen. Jetzt sah ich es wieder. Es war im Begriff, den Raum zu überschreiten, den die Gläubigen respektvoll zwischen sich und dem Altar freigehalten. Das Drama trieb unweigerlich seinem Höhepunkt zu und verlangte mein sofortiges Eingreifen. „Du lieber Gott!“ seufzte ich im Stoßgebet und erwürgte es gleich wieder: Nur jetzt nicht noch den lieben Gott bemühen! dachte ich. Ich verlegte mich aufs Bitten. „Tu's nicht! Ich bitte dich, liebes Mäuslein, tu's nicht!“ flehte ich und versprach ihm allen Speck in meinem Rucksack.

Und da geschah das Wunder. Eine Handbreit vor dem pfarrherrlichen Gewand verhielt das Mäuslein schnuppernd. Es mochte ihm ein Rüchlein Weihrauch, das sich in dem Rock verfangen, in das Näslein gekommen sein, ein fremdes, ihm unbekanntes Parfüm. Mißbilligend wandte es sich ab, fuhr an dem brokaternen Saum des Meßgewandes entlang, erreichte die Hausecke und erkannte aufatmend das Haus seiner Väter. Eilends schlüpfte der Ausreißer durch die Ritze unter der schlecht schließenden Tür, und beglückt kehrte das sechste Mäuslein zurück in den Schoß der Familie.

Schweißgebadet und erlöst stöhnend erwachte ich.

„Was ist?“ fragte meine Frau.

„Ich habe geträumt! Ganz fürchterlich!“

„Es geschieht dir recht! Warum guckst du dir auch immer diese Krimis mit dem schrecklichen Maigret an?“

„Wieso Maigret? Doch nicht Maigret! ... Margret!“

Hütte im Nebel

Genau fünf Uhr fünfzehn kam der Nebel. Wie fast immer das Walfagehr hoch. Erfahrungsgemäß mußte er in einer Viertelstunde die Hütte erreichen.

Ich kleidete mich flüchtig an und bezog Beobachtungsposten auf der Terrasse. Zu behaupten, daß ich den Nebel uneingeschränkt liebe, wäre vielleicht übertrieben. Aber ich finde ihn vielgesichtig und aufregend und gewinne ihm immer wieder neue Eindrücke ab.

Inzwischen hatte die weiße Wolke etwa die Hälfte ihres Weges zurückgelegt. Wie ein gefräßiges Untier verschlang sie, was sich ihr entgegenstellte: Steine, Sträucher, Grasbüschel um Grasbüschel, Blume um Blume. Sie näherte sich zielstrebig und unaufhaltsam und mit jener Unentrinnbarkeit, die unheimlich ist und den Nebel im Hochgebirge so gefährlich macht. Die Lautlosigkeit des Vorgehens wirkte beklemmend.

Noch lag die Welt ringsum in verzauberter Ahnungslosigkeit. Verwegen zackte die dunkle Silhouette des Patteriol in den makellos blauen Himmel. Hell leuchteten die Schneefelder am Kaltenberg in der Morgensonne. Wie mit dem Bleistift nachgezogen standen die Umrisse der Berggipfel gegen den fernen Horizont. Was in der Hütte Unterkommen gefunden, glaubte nach dem Gewitter des Vorabends an einen Tag vollkommenen Bergglücks. Schon knarrten die ersten Schritte auf den Holztreppen. In der Küche klirrte Geschirr. Das Haus war erwacht.

In diesem Augenblick hatte der Nebel den flachen Sattel zwischen der Hütte und dem Pfannenkopf erreicht und geriet in den kaum spürbaren Morgenwind. Verdutzt und verwirrt verhielten die weißen Vorreiter. Aber sofort drängten die Massen nach und die Geschehnisse überstürzten sich. Graues Fußvolk unterlief die aufgestaute Front, glitt lautlos über den Sattel und ergoß sich in den Kessel mit der Pumpanlage der Hütte. Welle um Welle folgte nach und quoll pausenlos empor. Einmal hastig vorstoßend, dann wieder jäh verhaltend. An dieser Stelle in frontalem Angriff, an anderer in kühn überholender Zangenbewegung. Das harmlose Walfagehr glich plötzlich dem Krater eines Vulkans, der überraschend in Tätigkeit getreten ist. Das brodelte, ballte sich und wirbelte durcheinander mit

einer Schwerelosigkeit und Eleganz, die faszinierte. Das Reservoir, aus dem der Nebel seine Heerscharen herbeirief, schien unerschöpflich. Der Pfannenkopf war bereits verschwunden. Schon leckten gierige Zungen die Schutthänge und Felswände am Trittkopf hoch. Das Walfagehrjoch ging längst verloren.

Noch war das stumme, verbissene Ringen zwischen Wind und Nebel nicht entschieden. Für einige Zeit entstand ein Loch in den grauen Schwaden. Und gleich sah man wie durch ein umgekehrtes Fernglas die Gebäude von St. Christoph unendlich klein und entfernt noch in der Sonne liegen. Liebliche Oase des Friedens inmitten eines turbulenten Geschehens.

Da aber rief der Nebel seine letzten Reserven auf das Schlachtfeld. Die Sonne verfinsterte sich zusehends. Wie trunken schaukelte die blaßgelbe Scheibe hinter den vorbeijagenden Wolken, ehe sie ganz verschwand. Der Nebel hatte gesiegt. Die Hütte war versunken in einem gleichförmig grauen Sumpf. Fahle Dämmerung breitete sich aus. Jeder Luftzug war erstorben. Die Stille war bedrückend und lastete fast körperlich.

In der Tür der Hütte erschienen ein paar Neugierige. Sie traten kopfschüttelnd ins Haus zurück. Licht ging an. In der Gaststube, in der Küche. Ich schaute auf die Uhr. Das Ganze hatte kaum eine halbe Stunde gedauert.

Ich folgte den Männern. Es gab nichts mehr zu sehen.

*

Am Vormittag gingen einige mit unserem Botaniker nach dem Pfannenkopf. Die Situation war unverändert. Der Nebel stand reglos. Vom Hüttendach fielen in unregelmäßigem Abstand Wassertropfen. Das Gras war naß.

Ich hätte die Gruppe nie gefunden, wäre nicht die Stimme des Führers zu hören gewesen. Sie klang seltsam gedämpft. Als wären die Worte in einen Raum gesprochen, dessen Wände dicke Teppiche bedeckten. Unbemerkt reihte ich mich ein. Der Gedanke, die anderen zu veranlassen, ebenso unauffällig im Nebel zu verschwinden, war verlockend. Wann wohl hätte der begeisterte Dozent gemerkt, daß er schon längst ein floristisches Selbstgespräch führte?

Gegen elf Uhr rief man von der Hütte zum Aufbruch.

Wir hatten beim Botanisieren die Richtung verloren. Die Ansichten über die Lage des Hauses gingen weit auseinander. Mit weichen, verschwommenen Konturen tauchte das Gebäude schließlich an völlig unerwarteter Stelle auf. Wir fanden unser Gepäck bereitgestellt und schlossen uns der Kette an, deren Anfang bereits im Nebel verschwunden.

*

Der Weg zur Trittscharte war nicht zu verfehlen. Aber man ging auf dem schmalen Pfad durch eine seltsame Leere. Wie auf einem schwankenden Seil, das in ein Nichts gespannt war, in dem es kein oben und unten, kein rechts und links, keinen Anfang und kein Ende gab. Man kam sich vor wie in einer unheimlichen Manege, die tot war, ohne Geräte, ohne Peitschenknallen, ohne Fanfarenstöße und Publikum.

Fühlten die anderen ein Gleiches? Fast geisterhaft bewegte sich die Menschenkette vorwärts. Wortlos. Wie verbissen. Einem unsichtbaren Ziel zu. Jeder schien mit sich selbst beschäftigt. Auch meine Gedanken begannen zu wandern. Ziellos und zeitlos. So merkte ich die Veränderung erst, als sie schon längst im Gange war. Sie war verblüffend und erregend.

Der Nebel war abermals in Bewegung geraten. Aber diesmal war es kein Kampf. Jetzt schien es Spiel. Die graue Masse hatte sich aufgelöst in einzelne Wölkchen, die, keinem einheitlichen Befehl mehr unterstellt, selbständig handelten, sich fingen, sich trennten und einander wieder suchten. Gespenstisch huschten ihre Schatten die Berghänge hinauf und hinab. Ein scherzhaftes Spiel, dem die Sonne je nach Laune sich hingab oder verweigerte. Dann wieder strichen die dünnen weißen Fahnen schmeichelnd und koseend dicht an den Felswänden hin, so daß die Sonne in jäher Eifersucht gelbe Pfeile schoß. Schon aber wandte sich eins der lustigen Bällchen versöhnlich der Gekränkten zu und wurde stracks mit goldenen Säumen und Rändern belohnt.

Da merkte ich, daß das Spiel Flirt war. Ein halb neckisches, halb ernsthaftes Werben des Schwächeren um die Gunst des Stärkeren. Der Stärkere war die Sonne. Immer mehr der kleinen Wölkchen zergingen in Nichts. Als wir die Scharte erreichten, erinnerte nichts mehr an den Nebel und seine Herrschaft.

Aber niemand vermochte zu entscheiden, ob die Sonne ihn besiegt oder ob er sich selbst in liebestrunkenen Hingabe aufgelöst.

*

Vor mir ging in ihrem leuchtend roten Anorak Annette. Ehe sie die schmale Scharte durchstieg, warf sie einen zärtlichen Blick zurück auf die Hütte, die tief unten im Sonnenlicht lag. Da besann ich mich an den harmlosen Flirt, den gestern abend ein Junge der fremden Bergsteigergruppe mit ihr begonnen.

Ja, kleine Annette, so ist es mit vielen Dingen dieser Welt. Dem Nebel gleich zerfließen sie unter unseren Händen in Nichts und übrig bleibt nur die Erinnerung an ein schönes Erlebnis.

Einladung in einen stillen Talschluß

Es ist doch wohl so: Wenn wir von der Ulmer Hütte zum Walfagehrjoch hochsteigen, kennen wir eigentlich nur zwei Weiterwege, entweder links hoch zur Valluga oder rechts über das Mattunjoch zur Leutkircher Hütte. Auch der Wegweiser auf dem Joch weiß nur um diese beiden Ziele.

Ich habe die Gegend um die Ulmer Hütte erst in späten Jahren kennengelernt. Aber schon beim ersten Besuch der Valluga verhielt ich auf dem Schindlerferner und betrachtete interessiert die Geröll- und Schutthänge, die vor mir nordwärts in ein mir noch unbekanntes Tal abstürzten. Es hat mich von jeher gereizt, unbekannte und vergessene Wege aufzuspüren, und die Freude am Abenteuer blieb mir bis ins Alter erhalten. Meiner Ansicht nach mußte es möglich sein, über Stein und Schutt in den von meinem Standort nicht einzusehenden Talboden zu gelangen und dessen Geheimnisse zu ergründen. Am Abend befragte ich die Karte. Das Tal trug den wohlklingenden Namen Almajur und erreichte bei Steeg den Lech. In dem von der Valluga, der Rogg-, Kugla- und Fallersteisspitze gebildeten Talschluß lag die Erlach-Alpe, zu der tatsächlich vom Walfagehrjoch durch das Knoppenkar ein Steig führte. Er war freilich nur zart punktiert, und Peter Riedl meinte, daß er schlecht markiert sei und kaum begangen würde. Zu meinem Plan sagte er weder ja noch nein.

Als nach Jahren das Gebiet um das Walfagehrjoch einmal gänzlich ausaperte, suchte ich vergeblich nach den unter der Schneedecke vermuteten roten Farbklecksen. Es gab sie nicht. Aber eines Tages machte mich ein Sektionsmitglied auf eine dünne Stange

aufmerksam, die kaum erkennbar am Rand des Abbruchs stand und den Beginn des gesuchten Steiges angab. Ein erster neugieriger Blick aus dem unfruchtbaren trostlosen Kar auf die inmitten grüner Matten gelegene Erlach-Alpe befestigte meinen Entschluß, bei nächster Gelegenheit den Pfad zu begehen.

Der bei einem Besuch der Leutkircher Hütte plötzlich aufgetauchte Gedanke, den Rückweg zur Ulmer Hütte über die Erlach-Alpe zu nehmen, machte aus dem geplanten Abstieg unerwartet einen Aufstieg. Wie sich zeigen sollte, zu meinem Glück. Als der Verbindungsweg zwischen Leutkircher und Stuttgarter Hütte in das Almajurtal einbog, suchte ich aufmerksam nach einem Merkmal für den Einstieg in das Knoppenkar. Dabei tat ich auch einen prüfenden Blick durch ein schmales hohes Felsentr in den von Pleiskopf, Knoppenjoch- und Fallersteisspitze umschlossenen und seltsam tot wirkenden Raum, der den bezeichnenden Namen „Verborgenes Kar“ trägt und mich in seiner bedrückenden Weltabgeschiedenheit an die stillen Felsräume der Brenta erinnerte. Nachdem mir westlich des Pleiskopfes der stark verwachsene Steilhang der ersten Geländestufe den Zugang zum Knoppenkar verwehrte, wollte ich mich in der Erlach-Alpe befragen. Da entdeckte ich beim Überschreiten des Baches auf den Brückenbohlen in frischer roter Farbe einen Pfeil mit den Buchstaben UH aufgemalt. Die Markierung führte weit in den hinteren Talboden, um hier an einer geeigneten Stelle durch dichtes Gestrüpp die erste Felsterrasse zu gewinnen und auf dieser an einem kleinen Wassertümpel vorbei in östlicher Richtung die Schutthalde des Pleiskopfes und der Knoppenjochspitze zu erreichen. Hier hörte die Markierung, ohne die ich den Weg durch den dichten Bewuchs wohl kaum gefunden hätte, allmählich auf. Dem freundlichen Markierer waren offenbar Farbe oder Lust ausgegangen, doch bot der Weiterweg bei guter Sicht nunmehr keinerlei Schwierigkeiten mehr. Die Umkehrung des beabsichtigten Abstieges in einen Aufstieg erwies sich damit, wie schon bemerkt, als Vorteil, doch wird dem Absteigenden der Miniatursee, in dem sich je nach Standpunkt Roggspitze oder Knoppenjochspitze spiegeln, untrüglicher Beweis sein, den richtigen Weg gewonnen zu haben. Auch die Karte hat die Wasserlache als blaues Pünktchen festgehalten.

Vielleicht sagt mancher Leser: „Was sollen die vielen Worte um einen Weg, den wir längst kennen und der weiß Gott weder landschaftliche Reize noch bergsteigerische Probleme aufweist?“ Zugegeben: Kletterer interessieren sich mehr für die Roggspitze und die Knoppenjochspitze, und Bergwanderer werden gern auf den halbvergessenen Steig verzichten, wenn sie erfahren, wie mühselig seine Schutt- und Schneefelder zu begehen sind. Nein, schön ist der Weg nicht. Aber für eine Hochgebirgslandschaft haben wir noch andere Prädikate als das etwas abgegriffene und allenfalls für Mittelgebirgsverhältnisse ausreichende „schön“.

Die Erlach-Alpe liegt 1919 m hoch, das Walfagehrjoch 2539 m. Von den sie trennenden 620 Höhenmetern sind mindestens vier Fünftel ödste Steinwüste, in der auch nicht das bescheidenste Blümchen wächst und außer dem heiseren Schrei der Dohlen in den Steilwänden keine Vogelstimme klingt. Aber gleichgültig, ob jemand diese Landschaft erregend oder langweilig findet, ob er sie als heroisch oder als bedrückend bezeichnet, ob er sich von ihr angesprochen fühlt oder ihr eiligst entflieht – es sind doch alles nur andersgeartete Reaktionen auf einen bedeutsamen Eindruck, dem sich niemand entziehen kann. Nur wer aus dieser Welt des Schweigens und der Unfruchtbarkeit kommt, ermißt den Zauber des Talgrundes mit seinen grünen Wiesen, dem redseligen Bächlein, dem Glockengetön weidender Kühe und der Geborgenheit des ersten menschlichen Anwesens. Die Berge, bisher unnahbar und abweisend, stehen jetzt freundlichen Wächtern und Beschützern gleich in der Runde und geben bereitwillig den Weg frei in das sich öffnende Tal zu menschlichen Siedlungen und ihren Verkehrsmöglichkeiten.

In den Tallagen der Hochgebirge wird das landschaftliche Bild bestimmt vom Wandel der Jahreszeiten; es ist entweder Sommer oder Winter. In den höchsten Lagen ist nur Winter. Die Landschaft der Zwischenzonen dagegen verändert im Laufe eines Jahres mehrfach ihr Gesicht; ja, der Wechsel der Jahre selbst bedeutet oft gleichzeitig eine Änderung des Erscheinungsbildes. So wie wir auf unseren Sektionsfahrten zur Ulmer

Hütte das eine Mal den Weg zum Walfagherjoch verschneit, das andere Mal ausgeapert vorfinden, so führte mich mein erster Aufstieg durch das Knoppenkar über einen teuflisch feinen Gesteinsschutt, auf dem ich drei Schritte vorwärts tat, um deren zwei wieder zurück zu rutschen, während ich ein Jahr darauf im gleichen Monat auf Schuhsohlen im Altschnee bequem zu Tale fuhr. Immer wartet die Zwischenregion mit Überraschungen auf. Einmal fand ich in der Wachstumszone um den kleinen See große geschlossene Flächen, die in einem ungewöhnlichen Rubinrot leuchteten. Es handelte sich um die Alpen-Bärentraube (*Arctostaphylos alpina*), einen weitkriechenden Zwergstrauch, dessen Blätter sich im Herbst so eigenwillig färben. Die Pflanze liebt absonnige, lang schneebedeckte Hänge und bildet hier am Rande des Knoppenkars weit ausgedehntere Spalier als in der Nähe der Leutkircher Hütte, wo ich ihr zum ersten Male begegnete. Als ich Jahre später im gleichen Herbstmonat Freunden meine botanische Entdeckung vorführen wollte, stempelte mich eine Laune der Natur geradezu zu einem Aufschneider und Lügner: wir fanden statt der Bärentraube jetzt ausgedehnte Ansiedlungen von Alpenrosen vor.

Ein stiller Talschluß? Stimmt das? Führt nicht über die Erlach-Alpe der Verbindungsweg von der Leutkircher zur Stuttgarter Hütte? Gewiß. Aber erfahrene Bergsteiger verzichten meist auf diesen direkten Weg und nutzen die Möglichkeit, auf einem erträglichen Umweg, der ihnen außerdem Höhenverlust erspart, die Valluga mitzunehmen. Und wer das Almajurtal von Lech heraufwandert, zweigt sicher schon vor dem Talschluß links oder rechts zu anderen Zielen ab. Ja, und zur Benutzung des fast vergessenen Steiges vom Walfagehrjoch durch das Knoppenkar habe ich eben erst aufordern müssen. Nein, es ist schon ein stiller, verschwiegener Winkel, und ich halte meine Einladung aufrecht.

Wir nahmen Abschied von Hans Steiner

Am Samstag, dem 8. September, ist Hans Steiner, bis zum letzten Herbst Pächter unserer Ulmer Hütte, im 65. Lebensjahr unerwartet verstorben. Unser 1. Vorsitzender und der Unterzeichnete gaben dem Verstorbenen am 14. September das letzte Geleit. Es gibt zweifellos in der Sektion Mitglieder, die zahlreichere und wichtigere Gespräche mit Hans Steiner aufzuzeigen vermögen als ich, aber sie waren am Begräbnistag beruflich verhindert oder aus anderen Gründen nicht erreichbar. Aber auch meine wenigen Begegnungen genügten, um mich von den schönen menschlichen Eigenschaften, die seine Persönlichkeit ausstrahlte und die von allen Rednern an seinem Grabe gerühmt wurden, so beeindruckt zu lassen, daß ich der Aufforderung zur Teilnahme an der Trauerfeier gern nachkam.

In früher Morgenstunde brachte uns der Wagen auf den Straßen, die wir sonst zu frohem Tun auf der Ulmer Hütte fahren, nach Stuben, und als wir hinter Bludenz die letzten Kilometer durch das Klostertal fuhren, war ein Tag angebrochen, wie er schöner nicht sein konnte. Die grünen Matten im Talgrund lagen im warmen Schein der Sonne, die an einem seidig-blauen wolkenlosen Himmel stand. Aus den bewaldeten Hängen zur Rechten und Linken wuchsen die Felsgrate gestochen scharf in die Höhe, und nach der letzten Wegkehre lagen die Häuser von Stuben freundlich und friedlich an den Hängen des Talschlusses. Ein Bild großer Schönheit und tiefen Friedens, wie es Hans Steiner oft beglückt haben mag.

Wir gerieten in die Vorbereitungen der Feier. An der nach Westen gerichteten Giebelseite des mächtigen Hotelgebäudes war ein Altar errichtet, vor dem ein schrägsteheendes Gestell des Sarges harrte. An der Wand lehnte eine lange Reihe großer Kränze. Wir lasen die Aufschriften der Schleifen und fanden den unseren, dessen grüne Bänder das vertraute Edelweiß zeigten. Im ersten Gespräch mit Frau Steiner erfuhren wir Näheres über die Ereignisse am Todestag.

Inzwischen war die Zahl der Trauergäste auf einige Hundert angestiegen, die in einem weiten Halbrund Altar und Sarg umstanden. Unter dem feierlichen Geläut der Glocken des nahen Kirchleins erschien der Pfarrer mit seinen Ministranten. Die Blaskapelle leitete mit einem Choral die Feier ein. Der Pfarrer zeichnete das Lebensbild des Verstorbenen und dankte ihm für sein segensreiches Wirken in Gemeinde und Kirche. Behutsam führte er die allen wohlbekannte Gestalt des Toten aus der Gemeinschaft, in der er tätig gewesen und unentbehrlich schien, in die Gemeinschaft, die nicht von dieser Welt ist. Es gelang dem jungen sympathischen Geistlichen (der gleiche, der vor wenigen Wochen die Bergmesse auf der Ulmer Hütte zelebrierte), Trauer und Schmerz in schöne Hoffnung und Gewißheit zu wandeln.

Währenddessen hatte die Polizei die Ortsausgänge der Bundesstraße 1 berg- und talwärts abgesperrt, um das am Ortsrand hinführende Teilstück der Straße freizuhalten für den Marsch zum Friedhof. Wir ergriffen unseren schwergewichtigen Kranz und reihten uns ein in den langen Zug, der sich zunächst bergwärts bewegte, um auf der Dorfstraße zum Haus Steiner zurückzukehren, ehe er in eine schmale Seitenstraße zum Friedhof einbog, der die große Zahl der Trauernden nicht aufzunehmen vermochte, so daß ein Teil außerhalb der Friedhofsmauer bleiben mußte. Wir verstanden es, an der Spitze des Zuges zu bleiben und in die Nähe des Grabes zu gelangen, das man auf der Südseite der Kirche an der Friedhofsmauer ausgehoben hatte.

Nun traten sie alle an, die ihrer Trauer und ihrem Dank auch in Worten Ausdruck geben wollten und dabei bekundeten, wie tiefverwurzelt der Verstorbene in Gemeinde und Landschaft gewesen: die Vertreter seiner Berufsgenossenschaft, die Feuerwehr, die Schützen, die Jäger, die ihn noch zwei Tage vor seinem Tod auf der Jagd angetroffen und deren Jagdhörner ihm nun den letzten Gruß sandten, die Bruderschaft St. Christoph, deren Sprecher hervorhob, wie der Verstorbene das Wiederaufleben jenes Liebeswerkes unterstützt habe, das vor 600 Jahren von dem „Findelkind“ Heinrich zur Erhaltung des von ihm erstellten Hospizes gegründet worden war. Jeder Redner erwähnte dabei als schöne Charaktereigenschaften Steiners seine Aufgeschlossenheit für alles Schöne und Gute, seine Hilfsbereitschaft, seine Geselligkeit, seinen Humor und seinen unvergleichlichen Charme. Die Worte unseres Vorsitzenden bauten sich auf drei Grundsätzen auf: Der Pachtvertrag über die Bewirtschaftung der Ulmer Hütte, den die Sektion 1953 mit Hans Steiner abschloß, war die Fortsetzung der alten schönen Tradition der Verbundenheit mit der Post in Stuben seit dem Bestehen der Hütte. — Hans Steiner war in guten und schlechten Tagen ein zuverlässiger Betreuer der Hütte. — Darüber hinaus aber lernten wir in Hans Steiner einen wertvollen Menschen kennen mit all den schönen Eigenschaften, die an seinem Grabe gewürdigt wurden: Er wurde zu unserem Freund.

Von all den Musikstücken, die auf dem Friedhof erklangen, beeindruckten deshalb am tiefsten zwei Strophen des Liedes vom „Guten Kameraden“, deren zweite Strophe, in herrlichem Pianissimo gehalten, die Feier beendete.

Ehe sich die große Trauergemeinde auflöste, gab es Gelegenheit, manchen Bekannten zu begrüßen, darunter auch Peter Riedl, den wiederzusehen wir selbstverständlich erwartet hatten. Beim Mittagstisch stellte sich, nachdem er dem Tisch der Feuerwehrmänner ein frohes „Prost Florian“ zugerufen hatte,

uns „Ulmern“ ein alter Herr aus Bludenz vor, der sich in der Geschichte der Ulmer Hütte gut auskannte. Er war dort Max Gnann und Prof. Dr. Weiger begegnet und hatte 1903 an der Eröffnung der Hütte teilgenommen. Auch habe er einige Schindeln an die Hüttenwand geschlagen. Offenbar war er also Prof. Weiger ins Garn gegangen, und Fritz fühlte sich in der Behauptung bestätigt, die er im Sonderheft „Ulmer Hütte“ (NBlatt 2/73, Seite 14) aufgestellt hatte: „Gelegentlich hat er (Weiger) jungen Menschen, die die Hütte besuchten, Hammer oder Beißzange in die Hand gedrückt und zur Mitarbeit aufgefordert, ehe sie zum ‚Klettern‘ durften.“ Der überraschende Auftritt des dereinst von Prof. Weiger engagierten Hilfsarbeiters (nachmals Zahnarzt in Bludenz) war ein freundlicher Lichttupf in den ernstesten Geschehnissen des Tages und legt die Vermutung nahe, daß es Unbekannte gibt oder gab, die mehr für die Hütte getan haben als manches seriöse Sektionsmitglied.

Den Nachmittag verbrachten wir auf einer Bank in den Wiesen jenseits des Rauzbaches, um schweigend oder im Zwiegespräch die Erlebnisse des Tages ausklingen zu lassen.

Als uns der Wagen das Klostertal hinab heimwärts trug, waren wir uns klar, daß wir sicher noch manches Mal auf dem Weg zur Ulmer Hütte Stuben berühren würden mit der gleichen Freude an dem schmucken Dörfchen am Aufstieg zum Arlbergpaß. Aber immer würden wir dabei einen guten Freund vermissen: Hans Steiner.

Meditationen auf der Hüttenbank



Gemeint ist die Bank vor der Schwandalpe; die mit dem Blick auf den Tenneberg.

Man kann im Zweifel sein, welche Hausseite man bevorzugen soll, die nördliche mit dem Blick über das lebhafteste Konstanzer Tal auf den Salmaser Höhenzug oder die südliche mit der Aussicht auf die Matten des Vorderen Prodel. Ich schaue lieber nach Süden ins Grüne und genieße die verträumte Stille. Aber seit der Prodellift gebaut ist, ist mir der Genuß etwas verleidet.

Das menschliche Auge ist die Senkrechte im Landschaftsbild gewöhnt. Die Bäume, zumal die heimischen Fichten, streben gradlinig zum Himmel. Die Menschen bauen lotrecht; beim Ulmer Münster sogar 161 Meter hoch. Die Masten des Liftes dagegen stehen schräg, in zwei Reihen der Mitte zugeneigt. So taumeln und torkeln die eisernen Stützen 1400 m (so die Angabe an der Hauswand der Talstation) hangaufwärts, Choreographie einer Prozession Betrunkener, die eine Wallfahrt zum Tenneberg angetreten haben. Schade.

Vielleicht ist es auch meine Antipathie gegen Skipisten, die mich so spöttisch urteilen läßt. Eine festgelegte Bahn widerspricht meinem Drang nach eigener Wahl von Weg und Ziel, meiner Freude an der Auseinandersetzung mit Unvorhergesehenem, am Abenteuer schlechthin. Unruhiger Geist, der nicht einmal eine Rast auf einer Bank oder einem Baumstumpf verträgt, wie sollte ich mich in die stumpfsinnig wartende Schlange am Lift geduldig einreihen können! Noch jetzt, im Alter, ziehe ich meine eigenwillige Spur durch die Landschaft, durch mehr oder weniger guten Tiefschnee, bei Nebel, Schneetreiben und schlechter Sicht, den Rucksack auf dem Rücken. Kürzlich las ich in einer Skizeitschrift: „Pistenfahrer können Feinschmecker sein, die ihre Abfahrt genießen wie ein Schnitzel. Tourenfahrer sind dagegen Gourmands, die ihren Skitag genießen wie die Komposition eines Festmahles.“

So ist es, und so tue ich es weiter, solange es geht. Manche werden mich bedauern, Kenner mich beneiden.

*

Als ich vor 15 Jahren die Schwandalpe zum erstenmal besuchte, bot die Bebauung der Bergterrasse über Thalkirchdorf ein architektonisch einheitliches Bild: Die eigentliche Alpe, behäbig, breit hingelagert auf die Almwiese, spitzgieblig, rotes Dach über dunklen Schindeln und drüben jenseits des Alpweges der Schuppen, mit gleicher Liebe und Sorgfalt gebaut, ebenso spitzgieblig, rotes Dach über dunklen Holzwänden, einander gleichend wie das Gesicht des Kindes dem Antlitz der Mutter. Zwei private Häuser waren dezent in den Waldsaum links und rechts der Wiese eingebaut und störten das einheitliche Bild nicht.

Daß man auch Zweckbauten dem vorhandenen Baustil anpassen kann, bewies Georg Schädler, der frühere Besitzer der Schwandalpe. Als er an der letzten Alpwegkehre vor der Schwand sein Brotzeitstüble baute, fühlte er sich der Tradition verpflichtet, die er als vermutlicher Nachfahr der ersten Bebauer der Alm zu bewahren hatte. Das Häuschen fügt sich trefflich dem Landschaftsbild ein.

Es war selbstverständlich, daß die Sektion beim Umbau der Schwandalpe den Charakter der Gebäudegruppe nicht änderte. Verdorben wurde das friedliche Familienbild erst, als man neben den Schuppen den nüchternen Würfel der Talstation des Prodelliftes stellte.

Selige Ruhe ringsum. Wenn man der einzige Gast auf der Hütte ist, spürt man die Stille geradezu körperlich. Es gibt eine Beredsamkeit des Schweigens, die durchdringender ist, als es Worte sein können. Ein ferner Wortwechsel läßt mich aufhorchen. Es ist Rosl, die sich mit einem Besucher des Brotzeitstübels unterhält, dessen Bewirtschaftung ihr übertragen ist. Früher unterhielt sie sich weithin vernehmlich mit ihren Kühen, die jenseits des Alpweges weideten.



Rosl gehört gewissermaßen zum Inventar der Schwand. Sie ist der gute Geist des Hauses, kennt sich aus in seinen Räumen, weiß um die Sitten und Gepflogenheiten der Hütte und wacht unauffällig über ihre Einhaltung. Sie erspart uns das Schild, das einen Hoteleingang in Nizza zierte: „Fühlen Sie sich bei uns wie zu Hause, aber benehmen Sie sich nicht so.“

Rosl ist immer hilfsbereit und zu einem Schwätzchen bereit. Wir befragen sie gern über die Wetteraussichten. Ihre Aussagen sind stets eindeutig und unterscheiden sich damit angenehm von denen ihrer klassischen Kollegin, der delphischen Pythia, die schwierige Ausdeutungen verlangten und oft zu schwerwiegenden Fehlentscheidungen führten. Wir haben Rosls Prophezeiungen immer ernst genommen und bedenkenlos unseren Planungen zugrunde gelegt. Sie freut sich über dieses Vertrauen, und wir dürfen uns schmeicheln, gerngesehene Gäste auf der Schwand zu sein.

Zum Meditieren paßt zweifellos eine Pfeife Tobak. Sie liegt schon bereit. Wie ich das goldgelbe Kraut sorgfältig in den Bruyèrekopf stopfe, fällt mir ein, daß ich mit 13 Jahren, als Schulbub, meine erste Pfeife rauchte, richtiger — rauchen mußte. Die Sache ist rasch erzählt. Eines Tages stellte ich fest, daß Martin und Paul, zwei meiner Klassenkameraden, ein Geheimnis vor mir hatten, was mich stark verärgerte, da ich schon seit Jahren gemeinsam mit Martin Krebse fing und Teichrosen beschaffte und gewinnbringend verkaufte. Nach längerem Suchen gelang es mir, Martin in einem Jungholz ausfindig zu machen, wie er, auf dem Boden hockend, mit einem Strick einen Eimer voll Erde aus der Tiefe zog. Als ich unvermutet in voller Größe vor dem verblüfften Martin stand, war für den Ertappten die Stunde der Wahrheit gekommen. Mit saurer Miene lüftete er das Geheimnis. Es sollte hier ein unterirdischer Wohnraum entstehen. Auf einer Bauzeichnung war zu ersehen, wie sich der Erdschacht, an dem man augenblicklich arbeitete, nach allen Seiten zu einem quadratischen Raum erweiterte. Mit schlechtverhehlter Schadenfreude bot ich mich als Mitarbeiter an. Scheinheilig versicherte Martin, man habe sowieso schon an mich gedacht wegen der Möglichkeit, über meinen Großvater, der eine Klempnerei betrieb, zu einer Petroleumlampe zu kommen. Ich bezeichnete diese Möglichkeit als durchaus gegeben, worauf man mich in die Baugruppe aufnahm und mir eröffnete, daß mit meiner Aufnahme statutengemäß der Besitz und Gebrauch einer Pfeife verbunden sei, wozu ich mich gern verpflichtete. Trotz der nunmehr dreifachen Arbeitskraft ging das Unternehmen nur langsam voran, da wir inzwischen auf steinigem Boden geraten waren. Immer mehr verkürzten wir die Arbeitszeit zugunsten der Rauchpausen, in denen wir bewußt männliche Gespräche führten. Noch ehe wir mit der höhlenartigen Ausweitung begonnen hatten, war unsere Schulzeit beendet und Baugenossenschaft und Tabakskollegium fielen auseinander. Wenige Jahre später zogen wir in den 1. Weltkrieg, und unser Jugendtraum wurde überraschend Wirklichkeit: Wir verbrachten die meiste Zeit unter der Erde in Unterständen und Stollen, und die Geborgenheit, die wir uns einst in unserer Erdhöhle erhofften, erlebten wir nun unter Artillerie- und Minenbeschuß besonders eindringlich. Oft trieben wir, wenn Pioniere nicht zur Verfügung standen, die Stollen selbst in die Erde, nunmehr fachgerecht unter Verwendung von Minierrahmen gegen Einsturzgefahr, die wir leichtsinnigen Burschen überhaupt nicht einkalkuliert hatten. Wir hatten seinerzeit mit dem Feuer gespielt und ein außergewöhnliches Stück unseres Lebens vorausgeahnt.

Am Kriegsende geriet ich noch in Gefangenschaft und erlebte das erste Friedensjahr in einem Lager in England, wo ich wie die meisten Mitgefangenen mir sofort eine der berühmten Dunhillpfeifen anschaffte. Für viele war das die erste Pfeife überhaupt; für mich nicht. Wie schon bei den Miniarbeiten im Feld konnte ich mit Ben Akiba sagen: „Alles schon dagewesen!“

Zwei junge Wanderer ziehen auf dem Alpweg an der Hütte vorüber, Rucksackungetüme auf dem Rücken. Mit solchen Lasten habe ich als Achtzehnjähriger mit meinem Freund in vier Wochen den Böhmerwald von Furth bis Linz durchzogen.

Wir nächtigten damals in den Schüler- und Studentenherbergen, den Vorläufern der heutigen Jugendherbergen, die in einem dichten Netz Deutschland und die Donaumonarchie überzogen und damit die Reiseroute festlegten. Es war jeweils nur eine Übernachtung erlaubt. In Bayrisch Eisenstein hielten uns freundliche Sommerfrischler und nette Mädchen drei Tage fest (in den Briefen nach Hause war es das angeblich miserable Wetter!). In der dritten Nacht fanden wir private Unterkunft im Hause eines Bäckers. Es dämmerte schon der Morgen, als wir den Bäckerjungen herausklopften, uns die Tür zu öffnen. Es gab noch kein elektrisches Licht, sondern nur eine flackernde Kerze, in deren mattem Schein wir zu spät erkannten, daß wir im Hausflur tapfer über die Brötchen marschierten, die wohlgeformt, aber nicht gebacken auf dem Boden lagen. Mit

schlechtem Gewissen erschienen wir nach unruhiger Nacht am Kaffeetisch, wo uns die freundliche Bäckermeisterin großmütig die Untat verzieh. Ob dieses Edelmuten glaubten wir uns erkenntlich zeigen zu müssen und kauften jeder eins der damals noch üblichen Sechspfundbrote, luden die Wagenräder in unsere Rucksäcke, schleppten sie noch am gleichen Tag auf den 1453 Meter hohen Großen Arber, kauten wochenlang an den hart gewordenen Laiben herum, bis wir die Reste in Linz zu Möwen- und Fischfutter zerkrümelten.

An der dritten Liftstütze sehe ich die jungen Wanderer wieder aus dem Wald treten, gebückt unter der Last ihrer Rucksäcke. Sechspfunder haben sie sicher nicht drin, die gibt es nicht mehr. Ich tippe auf Transistorgeräte und gehe damit sicher nicht fehl.

*

Angenehm berührt ruht mein Auge auf dem geschmack- und liebevoll gestalteten Schild am Eingang der Hütte. Sicher veranlaßt durch das schmale Hochformat hat der Maler den Namen Schwandalpe geteilt, die beiden Bruchstücke untereinandergesetzt und durch einen Bindestrich verbunden. Ist dieser Ausweg orthographisch vertretbar?

Eine Lektion über die richtige Schreibweise von Berg- und Hüttennamen zu schreiben, wäre für den Schriftleiter des N-Blattes eine nutzbringende Aufgabe. Bei Fahrtenberichten z. B. gehe ich zuerst mit dem Rotstift (sinniges Geschenk des Ruprechts zur letzten Weihnachtsfeier der Sektion) auf die leider immer erfolgreiche Jagd solch falscher Schreibweisen. Das fängt schon an bei unserem Haus am Arlberg. „Ulmerhütte“, „Ulmer-Hütte“, „Ulmer Hütte“ — was ist richtig? Bitte, überlegen Sie! Würden Sie schreiben „Ulmermünster“, „Ulmer-Spatzen“ oder nicht vielmehr schlicht einfach „Ulmer Hauptbahnhof“? Also dann bitte auch: Ulmer Hütte, Leutkircher Hütte, Wiesbadener Hütte, Heilbronner Weg. Man müßte sich an Straßennamen orientieren können; leider läßt uns hier die Ulmer Stadtverwaltung im Stich. Auf dem Weg nach Söflingen begleiten uns Schilder wie „Söflingerstraße“, „Söflinger-Straße“ und vielleicht einmal richtig „Söflinger Straße“. Daß sich zudem noch die unsinnige Schreibweise „Strasse“ eingeschlichen hat, ist besonders bedauerlich und in gewissen Fällen sogar irreführend. Die Feststellung, daß „sie über alle Massen geliebt wird“, dürfte Frä. Irene kaum schmeichelhaft finden.

Die in der deutschen Sprache mögliche nahtlose Verbindung zweier Wörter zu zusammengesetzten Wörtern (Haustür, Eßtisch) zwingt zur Schreibweise „Moosalpe“, Kaltenberghütte“, „Tucketthütte“, „Weißhorn“, „Riffelberg“, also auch „Schwandalpe“. Aber Vorsicht, Falle! „Langestraße“ bezeichnet die Ehrung eines verdienten Mitbürgers „Lange“, während die Straße mit den 150 Hausnummern „Lange Straße“ zu schreiben ist, genau wie „Hoher Ifen“.

Die so gern verwendeten Bindestriche verlangen nur dreiteilige Namen wie „Prinz-Luitpold-Haus“, Franz-Senn-Hütte“, Edmund-Probst-Haus“ und auf dem Stadtplan der „Kaiser-Wilhelm-Platz“ und die „Konrad-Adenauer-Brücke“.

Recht besehen, braucht es nur ein wenig Köpfchen, um hinter die Geheimnisse der Orthographie der Berg- und Hüttennamen zu kommen. So brauche ich wohl nicht alle Hoffnungen aufzugeben.

*

Gegen 11 Uhr treten zwei Rehe auf die Waldwiese und beginnen friedlich zu äsen.

„Welch ein Glücksfall für Old Shatterhand“, geht es mir durch den Sinn, und ich erinnere mich des militärischen Lehrgangs, zu dem man Anfang der 30er Jahre uns Reserveoffiziere des 1. Weltkrieges einberufen hatte. Old Shatterhand war der Älteste und bereits Rittmeister. Wenn wir nach Dienstsluß müde im Kasino

saßen, hielt er uns munter mit Jagdgeschichten. Er besaß ein Revier im oberen Erzgebirge und war außerdem oft Gast bei Jagdfreunden. Er hatte Hirsche aller Enden, Rehe, Sauen und ungezählte Mümmelmänner, Birk- und Auerwild geschossen, und es hätte uns nicht überrascht, wenn in seiner Abschußliste längst ausgestorbene Bären, Luchse und Adler aufgetaucht wären. Wir hielten ihn für einen Aufschneider, und es waren eigentlich nicht die sagenhaften Blattschüsse, die uns zuhören ließen, sondern das vertraute Bild des heimatlichen Gebirges, das in seinen Erzählungen lebendig wurde.

Militärisch war mit dem Rittmeister nicht viel los. Vom Infanteriedienst hatte der gelernte Kavallerist keine Ahnung. Die Mündung seines Karabiners zeigte dauernd in den Dreck. Er ging mit der „Braut“ der anderen Waffengattung um wie ein Trapper mit seinem Feuerrohr, und wir gaben ihm schon bald den Namen „Old Shatterhand“.

In der zweiten Woche stand „Fliegerbeschuß mit MG“ auf dem Dienstplan. Auf dem Schießstand verlebte der Soldat seine schönsten Stunden. Hat er die vorgeschriebenen Schüsse mehr oder minder erfolgreich abgegeben, ist er den ganzen Vormittag sein eigener Herr. Ich war deshalb in angenehmster Laune, als wir den idyllisch in einem Wäldchen gelegenen Schießstand erreichten. Mit Rauch- und Eßwaren war ich reichlich eingedeckt. Zunächst aber interessierte mich der uns noch unbekanntes Fliegerbeschuß.

Gewiß, wir hatten im Feld auch Flugzeuge beschossen, mit Gewehr und Maschinengewehr, auf ziemlich primitive Weise und mit nur mäßigem Erfolg. Auch der Flakbeschuß war noch nicht befriedigend, wie ein Spottvers beweist, den man 1917 im „Champagnekamerad“ lesen konnte:

Fliegt sich Flieger in der Luft,
mächtig der Kanone pufft.
Fliegt sich Flieger unversehrt —
Leutnant meldet „Abgewehrt!“
Überschrift: Das Flak

Das sollte nun anders werden. Statt der üblichen Scheibe hing ein niedliches Fliegermodell an einem Draht, das durch ein unsichtbares Räderwerk in Bewegung gesetzt wurde und gemächlich die Schießbahn überquerte. Auf Grund seines Dienstgrades fiel der erste Schuß Old Shatterhand zu. Vorsichtig ließ er sich auf die Knie nieder und schließlich auf seinen schon recht beträchtlichen Bauch. Ohne Hast robbte er sich an das MG heran und brachte seinen Körper gewissenhaft in die richtige Lage. Seine Ruhe war imponierend, und ich war schon im Begriff, dem Märchenerzähler einiges abzubitten — da zerriß der Feuerstoß die spannungsgeladene Stille.

Zunächst geschah gar nichts. Das Modellflugzeug hatte seine Bewegung eingestellt und hing unversehrt am Draht. Dann sah man einige Soldaten aus der Deckung hervorkommen und aufgeregt umherspringen. Schließlich löste sich ein älterer Mann aus der Gruppe und kam auf uns zu. Vor dem Lehrgangsleiter nahm er Haltung an und machte Meldung. „Der Schaden ist irreparabel!“ schloß er seine umständliche Rede. Der Mann schien Universitätsprofessor zu sein.

Der Lehrgangsleiter zeigte keinerlei Verständnis für die akademische Ausdrucksweise. „Reden Sie deutsch, Mensch!“ fuhr er den Erschreckten an. „Sagen Sie's doch: Das Ding ist hin!“
„Zu Befehl, Herr Hauptmann“, wiederholte traurig der Professor, „das Ding ist hin!“

Das Udenkbare, Unvorstellbare war geschehen: Old Shatterhand, der große Jäger, der gewaltige Nimrod, der unbarmherzige Wildtöter, hatte einundeinhalb Meter unter dem Kinderspielzeug in das Triebwerk geschossen.

„Einrücken!“ befahl wütend der Hauptmann und begab sich tief gekränkt zu seinem Dienstwagen. Old Shatterhand, der Meisterschütze, ließ antreten und abmarschieren.

„Ein Lied!“ rief ein Witzbold, und alles stimmte ein:
„Ich schieß den Hirsch im wilden Forst,
im tiefen Wald das Reh...“

Old Shatterhands grandiose Fahrkarte war noch lange das außergewöhnliche Ereignis des Lehrganges. Ich überdachte eine andere Folge der unglückseligen Fehlschüsse. Old Shatterhand würde nie mehr Jagdgeschichten erzählen können; wenigstens nicht vor uns. Er hatte sich und uns aus den Erzgebirgswäldern hinausgeschossen. Und das machte mich ein wenig traurig.

Aus dem Konstanzer Tal kommt das Mittagsläuten der Kirchenglocken von Thalkirchdorf.

Hier oben scheint die Zeit stillzustehen. Immer noch läuft die Narrenfahrt der Liftmasten zum Tenneberg. Nur eine tuckernde Zugmaschine benutzte den Alpweg. Die Rehe freilich sind in den Wald zurückgetreten und die jungen Wanderer werden das Ehrenschwanger Tal erreicht haben, wo mir vor Jahren Ovid begegnete. In seinen „Metamorphosen“ erzählt der beliebte Schriftsteller des augusteischen Roms auch die Geschichte vom bildhauernden König Pygmalion und seiner lebendig gewordenen Mädchenstatue. An die köstliche Erzählung werde ich erinnert, weil bei meiner Meditation Erlebnisse, die mein Gedächtnis aufbewahrte, gleichermaßen lebendig geworden sind. Es sind offenbar Glückstunden, die mir der Aufenthalt vor der Hütte beschert, und ich sollte wohl meine Gedanken weiterspinnen. Aber die gewohnte Tageseinteilung ist stärker. Ich beende meine Meditation und gebe mich in die Hütte, meinen Hunger mit einem modernen Fertiggericht zu stillen.

Talleyrand, der erfolgreiche französische Diplomat auf dem Wiener Kongreß, hatte recht: „Der ärgste Feind des Menschen ist ein leerer Magen.“ Adieu, lieber Leser und Dank fürs geduldige Zuhören!

Ovid im Ehrenschwanger Tal

Das Ehrenschwanger Tal, unweit der Schwandalp gelegen, dürfte den meisten Lesern bekannt sein. Zwischen der Nagelfluhkette im Süden und dem Prodelzug im Norden sucht sich die junge Weißach, ab und zu übermütig über Felsstufen und Steine springend, ihren Weg, bis sie kurz vor Oberstaufer hinaustritt in die bewohnte Welt. Es ist ein Tal von stiller Schönheit und tiefer Weltabgeschiedenheit. Autoverkehr ist verboten, sofern man sich nicht an der Lanzenbacher Säge durch Bezahlung des Mautes die Erlaubnis erwirbt, an der zwei Kilometer entfernten Rochuskapelle zu parken.

Um zu erfahren, wer oder was sich hinter dem Namen „Ovid“ verbirgt, muß man Leute befragen, die in der Schule Latein lernten. Man erfährt, daß Publius Ovidius Naso von 43 v. Chr. bis 18 n. Chr., also während der Zeit des Kaisers Augustus, lebte und Roms Lieblingsdichter und meistgelesener Autor des Weltreiches war. An seinem reifsten Werk, den „Metamorphosen“, wird in unseren Schulen die lateinstudierende Jugend vertraut gemacht mit der Schönheit antiker Poesie. In der ersten Periode seines Schaffens freilich bevorzugte Ovid, sehr zum

Leidwesen seines Kaisers, erotische Themen. Seine „Liebeskunst“, noch vor wenigen Jahrzehnten in deutscher Übersetzung von Interessenten gern gelesen, dürfte an Zugkraft verloren haben, seit sich Kolle und Film des von Ovid mit Eleganz behandelten Sachgebietes in vergrößerter Form bemächtigt haben. Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß die um das Seelenheil ihrer Schüler besorgten Professoren die Lektüre der „Ars amatoria“ uns vorenthielten.

Ein Zusammenhang zwischen dem verträumten Ehrenschwanger Tal und dem dichtenden Liebling der römischen Gesellschaft ist so ohne weiteres nicht erkennbar. Wohl gingen zur Zeit des Augustus die Römer schon fleißig in Germanien um. Tiberius und Drusus unterwarfen 15 v. Chr. die Alpenvölker und das Gebiet zwischen Alpen und Donau. Die Provinzen Rätia und Noricum wurden gebildet. Daß die römischen Legionen auch im Ehrenschwanger Tal gewesen sind, ist nirgends belegt. Und daß Ovid etwa als Kriegsberichterstatter oder Leiter eines Fronttheaters aufgetreten ist, ebensowenig. Das abgelegene Tal dürfte noch unerschlossener Urwald gewesen sein, in dem sich die Bären gute Nacht sagten, und niemand wird es freiwillig betreten haben. Und unfreiwillig? Wir wissen, daß Ovid im Jahre 8 n. Chr. vom Kaiser nach Tomi verbannt wurde. Augustus beschuldigte ihn der Mitwisserschaft an der Skandalaffäre seiner Enkelin Julia. Aber Tomi ist das heutige Constanza und liegt am Schwarzen Meer. Nein, die Lösung des Rätsels ist ebenso verblüffend wie erheiternd.

Im Frühjahr 1970 betrat ich an der Lanzenbacher Säge das Ehrenschwanger Tal, um es wieder einmal bis zur Weißachquelle zu durchwandern. Etwa unterhalb der Alpe Laubegund verwehte eine Straßensperre den Weiterweg. Die Schneeschmelze hatte einen Bergrutsch verursacht, der die Straße auf etwa 50 Meter unpassierbar machte. So wenigstens unterrichtete mich der Aufseher einer Räumkolonne, den ich befragte. Er sprach einen Dialekt, der weder schwäbisch noch oberbayrisch war. Es stellte sich heraus, daß man die Arbeiten seltsamerweise einer niederbayerischen Firma übertragen hatte mit Sitz in Oberviechtach im Böhmerwald. Am Straßenrand stand ein VW-Bus. Das Nummernschild zeigte das Herkunftskennzeichen OVI. Das ging vollkommen in Ordnung. Aber nun kommt das Verblüffende und gleichzeitig Erheiternde. Als Buchstabe vor der Nummer folgte ein D. Ergebnis: OVID.

Man muß sich einmal überlegen, was da alles zusammentreffen mußte, um dem Namen Ovid nach fast 2000 Jahren den Weg in das ferne Ehrenschwanger Tal finden zu lassen: ein schneereicher Winter, ein lästiger Erdbeben, eine Behörde, die ausgerechnet einer niederbayerischen Firma die Räumungsarbeiten überträgt, ein kleiner Landratsbeamter, der den VW-Bus in die Kategorie D einteilt, und schließlich zwei Wanderer, die zur rechten Zeit fluchend vor dem Hindernis stehen und außerdem kundige Lateiner sind. Und da der einzige Zeuge mein eigener Eidam ist, liegt es nahe, die ganze Sache für eine tolle Erfindung zu halten. Sie ist es nicht. Wir sind bereit, zu schwören.

Die Arbeiter aus dem Böhmerwald dürften kaum etwas von dem geschichtsträchtigen Buchstabenspiel auf ihrem Gerätewagen gewußt haben. Und darauf aufmerksam gemacht, hätte ihnen der Name „Ovid“ nicht viel gesagt. Ich unterließ deshalb die Belehrung. Aber den Lesern unseres Nachrichtenblattes wollte ich das kleine Erlebnis nicht vorenthalten. Und Sie, liebe Sektionsfreunde, möchte ich auch mit dem bezaubernden Märchen aus der griechischen Mythologie bekannt machen, das wegen der darin vorkommenden köstlichen Verwandlung seinen Weg in Ovids „Metamorphosen“ gefunden hat.

Zeus und Hermes werden von Philemon und Baucis, die ihre alten Tage in tiefer Einsamkeit verbringen, als unbekannte Wanderer gastfreundlich aufgenommen. Zeus gibt sich zu erkennen und gewährt den beiden Alten einen Wunsch. Was wünscht sich ein greises, in Frieden miteinander lebendes Paar? Daß keiner den anderen überlebe, daß sie zusammen sterben möchten! So verwandelt der Gott,

als ihre Zeit gekommen ist, Philemon in einen Nußbaum und Baucis in eine Linde. Es bedarf nur eines Windhauches, um beider Blätter miteinander flüstern zu lassen.

Vielleicht hätte ich das köstliche Verwandlungsspiel den Oberviechtachern gegenüber in das stille Ehrenschwanger Tal verlegen sollen, Zeus gegen Wotan austauschen, einen alten Senn und seine Frau zu den freundlichen Gastgeber machen und einen einheimischen Bergahorn und eine Fichte vom Wind zum Sprechen bringen lassen. Die Männer aus dem Böhmerwald hätten die Kostbarkeit des göttlichen Geschenkes gewiß verstanden, denn der letzte Wunsch zweier Menschen, die ein ganzes Leben miteinander verbracht, ist überall und jederzeit der gleiche.

Wenn auf der Schwandalpe die Trollblumen blühen

Trollius europaeus lautet der lateinische Name für die Trollblume. Beide Bezeichnungen, die deutsche wie die lateinische, haben im Althochdeutschen und im Lateinischen eine Wurzel gleicher Bedeutung (troll = kugelrund) und spielen damit auf die kugelige Blütenform an. Fünfzehn goldgelbe, fast runde Blütenblätter neigen sich kugelförmig zusammen und gewähren bei Unwetter kleinen Insekten Unterschlupf und Schutz, die zugleich die Bestäubung durchführen müssen, da eine solche bei der geschlossenen Blüte durch Wind und größere Insekten nicht möglich ist. — Das etwa kann man in einem Lehrbuch der Botanik über die Trollblumen nachlesen, deren lustige Goldbällchen wir alljährlich in den Frühlingsmonaten rings um die Schwandalpe antreffen.

Ich habe mich zeitlebens über die Begegnung mit Trollblumen gefreut. Zweimal bin ich auf sie gestoßen in bedeutungsvollen Augenblicken meines Lebens, und beide Male war es an der gleichen Stelle: auf einer Wiese im Ölsengrund im Osterzgebirge. Das erstmal als Schulbub in der Obhut meines Vaters und mit dem schönen Vorrecht der Jugend, sich keine Gedanken machen zu müssen über den künftigen Verlauf seines Lebens. Das anderemal ernst gestimmt und düster grübelnd, ein gereifter Mann, der zum zweiten Male aus einem verlorenen Krieg heimkehrte.

Um 1905 herum waren meine Eltern mit uns Kindern zur Sommerfrische in Berggießhübel. Der Vater nutzte die Gelegenheit zu einer Wanderung über den berühmten Nollendorfer Paß in die böhmische Tiefebene, um mir dort die zur Erinnerung an Kämpfe der napoleonischen Kriege errichteten preußischen, österreichischen und russischen Ehrenmale zu zeigen.

Abseits der Straße lag der Ölsengrund. Ich weiß nicht, ob er damals schon zum Naturschutzgebiet erklärt war, aber sein reicher Bestand an seltenen Blumen war allgemein bekannt, und mein Vater hätte es wohl als Versäumnis angesehen, wenn er den kurzen Abstecher unterlassen hätte. Mein Vater war kein Botaniker; er wird mir außer einigen Knabenkräutern nur die Trollblumen haben zeigen können, die allerdings auf mich einen nachhaltigen Eindruck machten, weil sie auf einer Wiese in verschwenderischer Fülle wucherten wie anderwärts der Löwenzahn.

Dann waren wir wieder auf der Straße, die sich mit ihren windzerzausten Vogelbeerbäumen in beschaulichen Windungen durch die lenzliche Landschaft zog. Autos gab es noch kaum, und ab und zu nur rumpelte ein Bauernwägelchen auf der holprigen Straßendecke an uns vorüber. Des Vaters Erzählungen freilich füllte das in der warmen Frühlingssonne dahinträumende Sträßlein mit marschierenden Soldaten mit Reiterscharen und Munitions- und Proviantkolonnen. Die Männer in den bunten Uniformen sprachen deutsch, russisch und in den vielfachen Sprachen der alten Donaumonarchie, und ihre Lieder klangen mutig und siegessicher. Es waren Truppenteile der sogenannten „Böhmischen Armee“, die Ende August 1813 gegen Napoleons Stellung bei Dresden vorgingen und von den verängstigten Bewohnern der Dörfer an der Paßstraße Proviant für Mann und Roß, Unterkunft und Pflege für Verwundete und Kranke begehrten.

Es kam nicht zu dem erhofften Sieg. Der Angriff mißglückte, und die Lage war doppelt kritisch, weil der französische General Vandamme, der geschlagenen Armee den Rückzug abschneiden wollte. Da kam es am 29. und 30. August zu der Schlacht bei Nollendorf und Kulm, in der Vandamme, von Russen und Österreichern geschlagen, durch das rechtzeitige Erscheinen der Preußen in seinem Rücken mit 10 000 Man zur Ergebung genötigt wurde.

Solchermaßen unterhalten, bekam für mich das einsame Sträßlein und die herbe osterzgebirgische Landschaft ein ernstes Gesicht, und ich spürte den prickelnden Reiz, mich in die Schauer kriegerischen Geschehens hineinzuleben und gleichzeitig den Vater neben mir zu wissen, wie er aufrecht und Sicherheit ausstrahlend mit seinem festen Stock neben mir ging. Dann standen wir jenseits der Grenze in einer Kehre des Passes und blickten hinab in das weite böhmische Land, und der Vater machte mich aufmerksam auf das bunte Muster der Felder, auf die Alleen blühender Obstbäume und die dunklen Basaltkegel des Mittelgebirges. Aber in der Begeisterung der Jugend für kriegerisches Geschehen sah ich wohl nur marschierende Kolonnen, feuernde Schützenlinien und den Pulverdampf der Kanonen und drängte zum Weitergehen, um die Ehrenmale zu sehen, die man den siegreichen Truppen errichtete.

Vier Jahrzehnte später, am 8. Mai 1945, endete für mich die Teilnahme am Zweiten Weltkrieg in Tetschen-Bodenbach an der Elbe, und ich sah mich gezwungen, meinen westlich von Chemnitz gelegenen Wohnort im Fußmarsch zu erreichen. Wie von selbst bot sich hierfür das mir in weiten Teilen wohlbekannte Erzgebirge an, obwohl sich auf seinen Pässen bereits sowjetische Truppenmassen in die Tschechoslowakei ergossen.

Wir — mein Begleiter war ein Hauptmann von der Bergstraße — hatten beschlossen, nur nachts zu marschieren und uns tagsüber in den Wäldern zu verbergen. Es war ein bezaubernd schöner Mai. Die Sonne strahlte aus einem zartblauen Himmel. Aus dem jungen Grün der Fichten und Buchen erklang das lustige Schlagen der Finken und der übermütige Lockruf der Kuckucke. Und wenn wir nach den schmerzhaften, ergebnislosen Grübeleien der uns widerwillig aufgezwungenen Rasten unseren nächtlichen Marsch begannen, sangen die Drosseln ein betörend schönes Abendlied. Die Nächte waren mondlos und voller Gefahren. Am Himmel standen, ernst und unberührt von unserem Schicksal, die Sterne, und oft, wenn wir eine mir unbekannte Gegend durchschritten, diente uns eins der flackernden Lichter als Richtungspunkt.

Am dritten oder vierten Tag lagen wir in einem Versteck vor dem Nollendorfer Paß, und ich fand reichlich Zeit, über das Schicksal nachzudenken, das mich plötzlich zum zweiten Male an den geschichtsträchtigen Gebirgsübergang verschlagen hatte, und Vergleiche anzustellen zwischen dem friedlichen Spaziergang in die Geschichte der Freiheitskriege damals an der Seite meines Vaters und der uns heute gestellten Aufgabe, die Straße, auf der ununterbrochen die Marschkolonnen der Roten Armee südwärts zogen, in der Nacht unbemerkt zu überschreiten und den jenseits gelegenen unwegsamen Ölsengrund möglichst zu umgehen.

Es war längst völlige Nacht geworden, und noch immer schlichen wir unentschlossen am Waldrand auf und ab. Von der nahen Straße drangen pausenlos die Geräusche marschierender Truppen herüber, einmal das Rasseln von Panzern, dann wieder Pferdegetrappel und immer und immer wieder siegestrukenker Marschgesang, der, wenn er sich in der Ferne verlor, bereits von nachrückenden Kolonnen neu aufgenommen war. Nervös zuckender Lichtschein brennender Gehöfte am Horizont ließ keine Lücke in den unaufhaltsam dahinfließenden Strom von Menschen, Tieren und Material erkennen. Es war ein nervenzerrendes Warten, ehe es gelang, die Straße zu überspringen und auf weichem Ackerboden geräuschlos einem Wald zuzuhasten.

Nach einer Stunde mühevollen Umherirrens mußten wir feststellen, doch in den Ölsengrund geraten zu sein. Um im Gewirr seiner Wasserläufe die Richtung nicht endgültig zu verlieren, blieb nichts anderes übrig, als die Morgendämmerung abzuwarten. Noch ehe wir Ruhe fanden, erschien ein Flugzeug, und minutenlang lag das kalte böse Licht einer Leuchtkugel auf der wilden Landschaft, die uns gefangenhielt. Dann herrschte Stockfinsternis und tiefes Schweigen.

In jener seltsamen fremden Stunde zwischen Nacht und Tag, die wohl nur Jäger und Soldaten so recht kennen, fanden wir den Ausweg aus der Wildnis. Ich schlug vorsichtig die Fichtenwedel am Waldrand zurück und stand, wie vier Jahrzehnte vorher — vor einer Wiese voller Trollblumen.

Erinnerungen und Vergleiche wollten sich aufdrängen. Ich wies sie zurück; wir mußten weiter. Schon tat ich den ersten Schritt ins taunasse Gras. Da stockte mein Fuß. Ging nicht die Mär, wessen Fuß an Trollblumen stoße, dessen Weg führe in die Irre? Schon wollte ich den Kameraden lächelnd warnen, da bedachte ich, daß soeben ein ganzes Volk in die Irre gegangen war, und ich schwieg voll Bitternis.

Es ist mir heute Gelegenheit gegeben, mehr als früher Trollblumen zu sehen, auf der Alb und noch mehr in den Alpen. Auch jetzt noch freue ich mich über jede Begegnung mit den goldgelben Blütenbällchen. Und daß die Umgebung der Schwandalpe besonders reich bedacht ist mit Trollblumen, macht mir den Aufenthalt auf dem Haus unter dem Tenneberg besonders lieb. Jeder Besuch ist wie eine fromme Wallfahrt zu Zeugen zweier gegensätzlicher Stationen meines Lebens. Deshalb wähle ich für die Fahrten ins Konstanzer Tal gern die Zeit, wenn auf der Schwandalpe die Trollblumen blühen.

Sektion Bagdad auf Besuch

Am 20. und 21. Februar führte die Skiabteilung auf der Schwandalp ihren beliebten Skifasching durch, diesmal unter dem zündenden Motto „Sektion Bagdad auf Besuch“. Wie groß die Veranstaltung angesprochen hat, beweist der nachstehende Brief, der kurz danach aus dem Irak einging.

Bagdad, im Jahr 1343
nach der Hedschra

Liebe Ulmer Sektionsfreunde!

Salem aleikum zuvor!

Beim Barte des Propheten, das war eine Gaudi auf Eurem Skifasching, die wir so bald nicht vergessen werden! Es war Euch gelungen, Eure Schwandalp in ein Märchen von 1001 Nacht zu verwandeln. Hans Werndl, der die großformatigen Bilder mit den verführerischen Frauengestalten schuf, muß entweder ein großer Künstler mit geradezu beispiellosem Einfühlungsvermögen sein, oder das Milieu unserer Harems aus eigener Erfahrung kennen, was er (allerdings in Gegenwart seiner Frau) energisch bestritt.

Und welch schöne Geste, uns in den Gewändern unserer orientalischen Heimat zu empfangen, so daß man nicht wußte, ob unter den schönen Kostümen der Suleika, der Fatime, des Abdullah und des Achmed ein schwäbisches oder ein arabisches Herz schlug! Meine nur allzu berechtigte Sorge, es könnte sich am Ende ein Ulmer Weinenthusiast in unser prohibitives Land oder ein Moslem mit dem Anspruch auf fünf Frauen in Euren nüchternen monogamen Norden verirren, erwies sich, Allah sei gelobt, als unbegründet.

Unvergessen wird unser triumphaler Einzug unter den aufreizenden Hornstößen unseres Großwesirs in den Festsaal bleiben, ebenso wie die schwungvollen Ansprachen Eures Großmufti Werndl und unseres Oberscheichs Drahreg Regnirhöb.* Unvergessen auch der pausenlose Tanz zu den feurigen Rhythmen Eurer Janitscharenkapelle, sofern man sich nicht gerade den verbotenen Genüssen der Bar hingab, in die ihr die Küche verwandelt hattet.

Es war ein wahrhaft zirzensisches Ereignis, als wir am Nachmittag des Sonntags kostümiert zu Tale fuhren und auf der imposanten Freitreppe des Hotels „Traube“ coram publico verdiente Persönlichkeiten ehrten: den verdienstvollen Gastronomen Georgius Schädler, den Ur-Allgäuer Hansjörg und das Ehrenmitglied Eurer Sektion Fritz Engelhardt anläßlich seines 73. Geburtstages. Schade, daß das Hüttenfaktotum Bertl Blink gerade am Lift beschäftigt war und so um die verdiente Ehrung kam! Der Hinweis Eures Oberscheichs Böhringer auf die zahlreiche Nachkommenschaft des 85jährigen Hansjörg an Kindern und Kindeskindern und die mit frenetischem Beifall aufgenommene Aufforderung „Mach weiter so“ war mir ein Beweis für die ungebrochene Lebenskraft Eures großen Volkes. Daß Fritz Engelhardt, wie er in seiner Dankesrede behauptete, mit bestem Erfolg alle fünf Kontinente bereist, aber in dem von ihm besuchten Harem nur leere Diwane und Ottomane vorgefunden habe, da die Damen gerade abwesend waren, ist bedauerliches Pech. Inshallah!



Unsere Heimreise? Ich hatte Euch in Versen, für die mir die Gesänge Eures großen Goethe im West-östlichen Diwan Vorbild waren, einige Erlebnisse unseres Anfluges geschildert. Der Rückflug war nicht viel anders. Immer noch herrschte das durch die Spannung Bonn-Kairo ausgelöste Durcheinander im östlichen Mittelmeer. Wiederum verlangten unsere Kalifen, Scheiche, Emire und Derwische eine Zwischenlandung in Rom, um das dortige Dolce vita kennen zu lernen. Abermals lockten in El Riad die infolge des Leberleidens von Ibn Saud beschäftigungslos gewordenen Haremsdamen.

A propos! Habt ihr erkannt, welche eminent politische Bedeutung unserem Treffen zukommt? Nur durch solche geistige und körperliche Fühlungnahme läßt sich die höchst bedauerliche Entfremdung zwischen Deutschland und der arabischen Welt wirkungsvoll beheben.

Meinen persönlichen Dank noch für die ehrenvolle Überreichung des Großordens für deutsch-arabische Freundschaft und zum Schluß ein herzliches „Sanella“!

Euer Truk ben Ezteid
Emir und Professor an der Universität Bagdad

* Die Araber lesen bekanntlich von rechts nach links.

Unruhige Nacht in einer Kiste

Eine heitere Sylvestergeschichte

Als Herr Kuhn mit zitternder Hand das Glas an die Augen setzte und statt der von uns gemeldeten drei Gamsen ein Dutzend zählte, wußten wir, daß er am Ende seiner Kräfte war. Im selben Augenblick riefen die beiden jungen Männer, die für das Wochenende die Alm Kleintiefental gemietet und uns vor einer halben Stunde die Übernachtung abgelehnt hatten, besorgt durch die hohle Hand herauf: »Wenn Sie so langsam weitersteigen, erreichen Sie Rotwand nicht vor Mitternacht! Kommt zurück!«

Wir waren in dieser halben Stunde den Steilhang hinter der Hütte in langen Serpentina hochgestiegen. An der Wende jeder Spitzkehre hatte sich Herr Kuhn, nicht vertraut mit dem Umtreten, hangwärts in den Schnee fallen lassen und die Bretter gleich Propellern durch die Luft geschleudert, bis die Wendung vollendet war. Dann erhob er sich ächzend und schob seine Bretter müde bis zur nächsten Umkehrstelle. Er glich einem Schneemann.



Nun galt es also, die gewonnene Höhe wieder aufzugeben und zur Hütte abzufahren. Herr Kuhn tat dies auf dem Hosenboden. Herbert riskierte Schußfahrt und glich mit den Tragbänder seines Rucksackes geschobenen Kuhnschen Brettern einem seltsam beschwingten Vogel. Ich hatte bereits den Grat erreicht und hatte den größten Höhenverlust einzustecken. Jeder Rückzug ist blamabel. Wir betraten die Hütte in gedrückter Stimmung, die erst wich, als wir ausgiebig gegessen hatten und nach anfänglichen Sprachschwierigkeiten mit den beiden Münchnern ins Plaudern kamen. Herr Kuhn beteiligte sich weder an dem einen noch an dem anderen; er war beleidigt. Er lebte erst wieder auf, als uns Franzl und Loisl über eine Leiter auf den Dachboden zum Schlafen brachten. — Unsere Bettstatt war ein

quadratischer Kasten mit niedrigen Wänden, zu vergleichen etwa mit einem Sandkasten, den übergelückliche Väter ihrem ersten Sprößling in den Garten setzen. Unsere Betreuer polsterten den Boden mit einer Lage Wolldecken. Wir schlichteten uns ein und wurden mit einer weiteren Lage Decken fein säuberlich zugedeckt.

»s wird damisch kalt werden hier heroben«, meinte Franzl, als er mir die Deckenzipfel unter die Schulter schob.

Dann wünschten beide eine gute Nacht und verschwanden mit ihrer Laterne nach unten. Finsternis und Stille umfingen uns und ich dachte nach, wie es gekommen, daß wir in dieser erbärmlichen Kiste gelandet.

Herr Kuhn, ein begüterter Mann aus unserer gemeinsamen sächsischen Heimatstadt, hatte schon seit Jahren für seine Ferientaufenthalte eine Halb-Etage im Haus des Bürgermeisters von Schliersee gemietet und uns wiederholt angeboten, die Räume während seiner Abwesenheit zu benutzen. Wir waren der freundlichen Einladung während der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr nachgekommen, aber schon am dritten Tag erschien auch Herr Kuhn und wollte durchaus an unserer Skitour auf die Rotwand teilnehmen, wo wir Sylvester zu feiern gedachten. Wir versuchten, ihm die Sache auszureden, gaben aber schließlich als seine zu Dank verpflichteten Gäste klein bei. Nun steckten wir folgerichtig in dieser verfluchten Kiste.

Ich lag auf meiner linken Körperseite. Richtiger gesagt: Wir lagen. Denn alle konnten jeweils nur auf der gleichen Seite liegen. Schuld daran war Herr Kuhn, der, zu lang für die Kiste, sich krümmte wie ein Wurm. Wir mußten uns ihm angleichen. Sicher sehnte er sich jetzt nach seinem Bett beim Bürgermeister Miederer; aber es geschah ihm recht. Ich dachte an die verpfuschte Sylvesterfeier auf der Rotwand, und begann den Spielverderber zu hassen.

Allmählich gewöhnte sich mein Auge an die Dunkelheit. Vor mir sah ich Herrn Kuhns breiten Rücken. Nein, eigentlich nur die Lage Decken, die sich über seinen Fleischmassen emporwölbte wie ein gewaltiges Gebirge. Ja, das war treffend: wie ein Gebirge. Und jenseits dieses Gebirges, ebenfalls auf seiner linken Hüfte, lag mein Freund Herbert. Er war noch wach, und wir versuchten einen Gedankenaustausch. Es war wie die mühsame Verständigung über einen Gebirgskamm hinweg in das andere Tal. Das Gebirge erwachte und bat um eine Drehung von 180 Grad. Da dieses Verlangen auch unserem Wunsche entsprach, wälzten wir uns schnaufend auf unsere rechten Hüften. Jetzt lag das Gebirge hinter mir.

Vielleicht, philosophierte ich, hätte man Herrn Kuhn diagonal in die Kiste betten sollen. Dann wäre auch unsere Lage erträglicher geworden. Aber diese Überlegungen kamen zu spät. Man kann einen Gebirgsstock nicht nachträglich verschieben. Gerade als ich das Zwecklose meiner Betrachtungen einsah, und einzuschlafen gedachte, fing das Gebirge hinter mir an zu schnarchen. Diese Tatsache veränderte meiner Überzeugung nach die Situation in der Kiste grundlegend. Unsere Nachgiebigkeit gegenüber Herrn Kuhn hatte uns geradewegs in diesen Kasten manövriert; gleich ergeben sein Konzert anzuhören, war zuviel verlangt. Entschlossen ging ich zum Gegenangriff über. Ich drückte mein Gesäß gegen Herrn Kuhns nicht zu verfehlenden Bauch. Die Offensive war erfolgreich. Herr Kuhn schnappte nach Luft und erwachte. Gleichzeitig erbat er eine erneute Wendung. Das geschah.

Etwas später begann das Schnarchen wieder. Diesmal war es Herberts Angelegenheit, Gegenmaßnahmen zu treffen. Auch er schien ein wirksames Mittel gefunden zu haben, denn Herr Kuhn schnappte abermals nach Luft und erwachte.

Die nunmehr ununterbrochen erfolgenden Störaktionen unsererseits und Forderungen auf Lageveränderung kuhnischerseits trieben unabwendbar einem dramatischen Höhepunkt zu. Er wurde durch Herrn Kuhn eingeleitet mit den ordinären Worten: »Himmel, A . . . und Wolkenbruch!« Dann folgte das durch die Zähne gezischte Versprechen: »Jetzt trete ich die verdammte Kiste durch!« Worauf sich Herr Kuhn streckte und mit Schädeldecke und Füßen versuchte, Luft zu schaffen. Hatte sich Herr Kuhn auch als miserabler Skiläufer erwiesen, an seinen Muskelkräften war keinesfalls zu zweifeln. Und so bogen sich denn Kopf- und Fußbrett beängstigend und wir warteten atemlos auf das Bersten. Aber das Holz war stärker. Herr Kuhn sank ächzend in sich zusammen und das Gebirge lag da wie vordem, massiv und schwer.

Was sich in den nächsten Stunden in unserer Kiste abspielte, war halb Tragödie, halb Komödie. Rücksichtslos drehte und wendete sich jeder, wenn ihm die Lage unerträglich schien, riß die anderen aus dem Schlaf und zwang sie zum Mittun. In einem solchen Augenblick beschloß ich, beim ersten Sonnenstrahl aus dem Trio auszubrechen, ungeachtet des Unheils, das ich heraufbeschwor, wenn ich die wärmende Deckenlage zerstörte.

Zunächst aber kam der Mond. In einem Moment gemeinsamen Wachseins stellten wir fest, daß sein bleiches Licht durch Dutzende von Ritzen in dem schadhafte Dach auf das Gerümpel ringsum fiel. Herr Kuhn glaubte zu wissen, daß sein Kommen für 3 Uhr angekündigt sei. Die Helligkeit hätte es ermöglicht, die genaue Zeit von unseren Uhren abzulesen, aber keiner vermochte seinen linken Arm aus der quetschenden Enge herauszubringen.

So ging die Qual weiter. Schlaf wechselte mit Wachsein, gequälte Unterhaltung mit dumpfen Brüten, bissiger Galgenhumor mit nackten Wutausbrüchen. Ab und zu schnarchte das Gebirge. Immer noch schien der Mond durch das Dach. Sein Licht war goldener und kräftiger geworden. Vermutlich hatte das Nachtgestirn seinen höchsten Stand erreicht. Die Nacht schien endlos. Immer noch lag das Haus in tiefstem Schweigen.



Doch jetzt ging eine Tür. Jemand kam. Aber von außen, denn er stampfte Schnee von den Füßen. Ein zweiter folgte und tat ebenso. Meine Bettgenossen hatten es auch gehört. Alle drei steckten wir lauschend den Kopf aus den Decken. Jemand kletterte die Leiter hoch. Dann erschien Franzls Gesicht über der Dielenkante.

»Ja, Herrgott, wenn's so weiter schläft's, erreicht's die Rotwand auch heute nicht!« Und der Loisl aus der Tiefe: »Ja mei, wo wir schon paar Stunden am Hang trainiert!

« — Wir warfen die Decken von uns und blickten auf die Uhren. Der große und kleine Zeiger standen auf elf. Was wir noch für den Mond gehalten, war längst die Sonne gewesen. Wir hatten 14 Stunden in der Kiste verbracht.

Mit saurer Miene gratulierten wir einander zum »Neuen Jahr« und fuhr anschließend zurück nach Schliersee, um in den bürgermeisterlichen Betten den verlorenen Schlaf nachzuholen.

Der General auf der Bichlalm

Heute ist die Bichlalm ein modernes, gutbesuchtes Berghotel. 1927, im Jahr unserer Begegnung mit dem General, der aber in Wirklichkeit ein Admiral war (und auch das ist er nicht gewesen), trugen den inzwischen international bekannt gewordenen Namen zwei bescheidene Holzbuden, beide talwärts mit einer Veranda versehen. Der kleine Bau war der Stall, im benachbarten Haus befanden sich zu ebener Erde die Küche und ein Aufenthaltsraum, im ersten Stock einige bescheidene Schlafräume.

Der Winter des Jahres 1927 begann im November mit einem heftigen, ergiebigen Schneefall, dem trockenes Wetter mit viel Sonnenschein folgte, sodaß wir Schnee nur noch im schattigen Tal oder in kalten Höhenlagen vorfanden, als wir zwischen Weihnachten und Neujahr uns in Kitzbühel einquartierten. Die Hänge waren schneefrei, und täglich galt es sich zu entscheiden, ob wir uns als Skiläufer oder Fußgänger betätigen sollten. Zur Bichlalm stiegen wir zu Fuß hoch. Etwa 200 Meter unter der Alm, als sich der erste Blick auf die beiden Hütten bot, entdeckte ich auf der größeren Veranda ein tolles Gewusel halbnackter Gestalten, deren Anblick meiner jungen Frau zu ersparen mir ratsam erschien. Ich riet zur Umkehr. Zu spät! Schon kam in kühnen Sprüngen ein Mann den Hang herab, ein nackter Germanenjüngling, mit einem Fell über den Schultern, wie man es damals häufig als Bettvorleger vorfand. Über seinem Haupt schwang er drohend ein Beil, das er vor uns in den Schnee warf. Dann packte er mein erst vor kurzem angetrautes Weib, warf sich ihre 97 Pfund kurzerhand über die Schulter und haute unter dem fernen Beifallsgebrüll seiner Bandenmitglieder ab. Ich versuchte mich aus der blamablen Situation zu retten, indem ich nunmehr meinerseits das Beil ergriff und, es heftig schwingend, dem Räuber nachrannte.

Der Entführer und seine Komplizen entpuppten sich als Kölner Studenten, die sich in „Laschans Paradies“, wie sie in einem Lied den bescheidenen Besitz des Ehepaars Laschan nannten, für einige Wochen eingemietet hatten. Wir verstanden uns schon bald recht gut, und ehe wir wieder zu Tal stiegen mußten wir versprechen, möglichst bald „zwecks gemeinsamer Besteigung des Kitzbühler Horns“ wiederzukommen. Auf Brettern natürlich. Wir versprachen es.

Einige Tage später stiegen wir wieder hoch. Die Bretter hatten wir geschultert, im Rucksack befand sich außer der Nachtwäsche eine Flasche Cognac. Während des Aufstieges entstanden nach der Melodie von Laschans Loblied Verse, die unsere erste eindrucksvolle Begegnung mit den Freunden schilderten. Wir saßen wieder wohlgelaunt auf der großen Veranda. Es schien keine Trennung nach der ersten Begegnung gegeben zu haben. Alles war die damals.

Da entdeckte ich auf der Stallveranda einen älteren Herrn. Er lag in eine Decke gehüllt auf einem Liegestuhl. Neben ihm stand auf einem Hocker ein Vogelbauer, mit dessen gefiederten Bewohnern er sich zeitweise beschäftigte. Er trug einen blauen Uniformrock, um den Hals hing ihm ein Fernglas, durch das er ab und zu in die Landschaft schaute.

„Wer ist denn das?“ fragte ich Fritz, mit dem wir uns besonders angefreundet hatten.

„Ja, hast Du ihn nicht letztthin schon gesehen? Wir nennen ihn General. Eigentlich ist er Admiral, hat 1916 die Seeschlacht am Skagerak mitgemacht und eine schwere Kopfverletzung davongetragen, an der er heute noch leidet. Aber hier ist Wim, sein Bursche, der kann dies alles bestätigen.“

„Ja, mein Alter hat nicht alle Tassen im Schrank!“ erklärte herzlos und schnodderig Wim, der übrigens verteuelt dem Kerl glich, der mir vorgestern so brutal mein Weib geraubt. Aber wer sollte sich nach so kurzer Bekanntschaft in den Allerweltsge Gesichtern von fast zwanzig jungen Männern auskennen? Mich interessierte jetzt mehr der Kranke, dem Wim soeben eine Tasse Tee brachte und von dem er nach kurzer Zeit mit der Bemerkung zurückkehrte, sein Alter wünsche den Besuch der blonden Frau, womit meine Frau gemeint war. „Ausgeschlossen, ich habe Angst“ erklärte diese. Sein Alter sei ein harmloser Narr, erklärte Wim, und eine Weigerung führe bei einem Mann, dem einmal eine ganze Flotille gehorcht, zu einer Katastrophe. Erst mein Appell an ihr Mitleid hatte Erfolg, und ich verfolgte aufmerksam das Geschehen auf dem Nachbarbalkon, wo sich meine Frau zunächst mehr mit den Kreuzschnäbeln befaßte, ehe es zu einem Gespräch mit dem Kranken kam. „Er weiß, daß die jungen Leute ihn nicht ernst nehmen und mit seiner Hilflosigkeit Spott treiben. Er tut mir furchtbar leid!“ flüsterte mir die Zurückgekehrte ins Ohr, und unsere Zuneigung zu den neugewonnenen Freunden erhielt einen empfindlichen Rückschlag. Am Spätnachmittag war der Liegestuhl leer. „Ich habe meinen Alten ins Bett bugsiert. Er muß jetzt schlafen!“ sagte Wim.

Als es dämmerte, trieb uns die Kälte ins Haus. Die Cognacflasche wurde entkorkt und das Feuerwasser brachte uns rasch in eine gehobene Stimmung. Wir sangen das Loblied auf „Laschans Paradies“ und unsere auf die gleiche Melodie gebastelten Verse. Eine lebhaft Unterhaltung kam zustande, und wir hatten den armen gequälten General schon fast vergessen. Da erschien Wim im Türrahmen und kündigte das Erscheinen seines „Alten“ an. Er möchte sich mit uns freuen!“ Ich fand diesen Wunsch bescheiden und rührend zugleich.

Die anderen reagierten anders. „Knallkopp! Idiot! Der fehlt uns gerade noch!“ Die Schimpfworte flogen wie Bälle durch den Raum. „Verdunkelt die Lampe! Mach deine Zigarre aus!“ fuhr mich einer an. „Er verträgt weder Licht noch Rauch!“ besänftigte Fritz. Es entstand ein wirres Durcheinander. Der lange Fritz bestieg einen Stuhl und wickelte ein Tuch um die Lampe.

Auf seinen Stock gestützt betrat der geschundene Vertreter der christlichen Seefahrt in seinem marineblauen Rock mit den Goldknöpfen und seinem verhärmtten Altmännergesicht das Zimmer. Wim brachte ihn an der Stirnseite des Tisches unter.

Allmählich beruhigte sich die Situation. Aber die Stimmung blieb gereizt. Der freundliche status quo ließ sich nicht wieder herstellen trotz des aufmunternden „Weitermachen!“ des Generals. Im Aschenbecher lag erloschen und kalt meine Virginia, Altösterreichs vielgerühmtes Tabakerzeugnis. Ich suchte in meinem Gedächtnis vergeblich nach den Namen deutscher Seeoffiziere, mit denen ich die englische Kriegsgefangenschaft geteilt. Ich mußte die Hoffnung aufgeben, damit einen Anknüpfungspunkt für ein Gespräch zu finden. Wir behielten uns mit alten Soldatenliedern. Mehrmals mußte ich das längst sinnlos gewordene Kriegslied „Denn wir fahren gegen Engelland“ vortragen.

Da kündigte Wim eine Rezitation seines „Alten“ an und veranlaßte damit eine neuerliche Explosion des Unmutes und des Zornes. „So ein Mist! Blödsinn! Man sollte ihm das Wort verbieten! Bring ihn ins Bett!“

Der General erhob sich und begann auf seinen Stock gestützt mit übertriebenem Pathos Heinrich Heines Ballade von den „Zwei Grenadiern“ zu deklamieren, die aus russischer Gefangenschaft heimkehrten und erst unterwegs erfuhren, daß Frankreich inzwischen geschlagen und Napoleon gefangen war. Das erboste Auditorium begann zu lachen und sich mit den Händen auf die Schenkel zu schlagen. Wir zwei saßen steif an die Wand gelehnt und schauten angewidert und erschüttert auf die tobende Tischrunde. Dann kam die hochdramatische Stelle, wo der eine Grenadier das ganze tragische Geschehen erfaßt. „Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!!!“ brüllte der General-Admiral mit sich überschlagender Stimme. Und da geschah es.

„Ich kann nicht mehr“, hauchte plötzlich und unerwartet der Rezitator, strich sich die wirren Haare zu einem Scheitel zurecht, glättete die Furchen in seinem Gesicht und wir erkannten Hans, den jüngsten der Studenten.

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Wir waren einer großangelegten Veralberei aufgefressen. Zähneknirschend rekapitulierte ich die Ereignisse: Die ärztlich verordnete Bettruhe nach dem Besuch meiner Frau auf der Stallveranda — Schwindel! (Hans hatte längst wieder unerkannt in unserer Runde gesessen). Fritzens Annahme, wir könnten den General bereits bei der ersten Begegnung gesehen haben — Schwindel! (Die hätten sich wohl den Spaß entgehen lassen, uns schon in der ersten Stunde hereinzulegen)! Die blaue Marineuniform — Schwindel! („Es war der Zollbeamtenrock von Laschans verstorbenem Vater. Sie hing in der Küche und inspirierte uns sofort zu dem Ulk!“ erklärte uns Fritz.) Die Verdunkelung des Raumes — Schwindel! (Nicht wegen der kranken Augen des Generals, sondern wegen unserer gesunden.) Hätte mein Gedächtnis nicht versagt, wäre es zu einer sinnlosen Diskussion über gefangene Kapitäne der kaiserlichen Kriegsflotte gekommen. Ich hatte auf den Genuß meiner Virginia verzichtet. Inmitten einer Schar Wissender hatten wir wie sitzsame ABC-Schützen gesessen und aufmerksam einer frechen Deklamation gelauscht. Das böse Lachen und Schenkelbeklopfen hatte nicht dem Auftritt des Generals gegolten, sondern unserer naiven Gutgläubigkeit, d. h. Dummheit. Und die Erkenntnis eigener Dummheit ist immer ärgerlich und beschämend. Es war zum Verrücktwerden! Wir waren grausam übertölpelt worden.

Aber wir erwiesen uns als gute Verlierer.

Am nächsten Tag schon, saß meine Frau mit weißem Häubchen als Krankenschwester neben dem Liegestuhl des Generals. Erstes Opfer dieses frevelhaften Zusammenspiels war der Wiener, ein lebenswerter netter Junge, von seinen Eltern auf den Namen Ottokar getauft, der uns wie prädestiniert für eine Verulkung erschien. Ehe wir von der Bichlalm und ihrer Besatzung Abschied nahmen ging uns noch ein Engländer ins Garn, der sich freute, noch einen der tapferen Gegner aus der Skagerakslacht kennen zu lernen.

Ich habe die Generalgeschichte des öfteren unseren Gästen erzählt. Ich konnte ihnen dabei ein Photo zeigen, und alle waren sich einig, daß Hans über ein beachtliches schauspielerisches Talent verfügte. Ob er diese Gabe ausgenützt hat? Vielleicht sind wir ihm schon einmal, ohne es zu wissen, in einem Film begegnet und wieder auf den Leim gegangen.

Am Rande des Frühlings Gedanken zu einem Titelbild

Wohl keinem unserer Leser braucht man zu sagen, daß der Fotograf in seinem Bild die Höfats festgehalten und daß er es vom Himmeleck aus tat.

Das Original ist ein Farbdia, und der dunkle Fleck, an dem die Skistöcke stehen, zeigt an der weißen Wand eine grünbraune Färbung. Die Aufnahme entstand im April, also in jener zwiespältigen Zeit, die im Gebirge nicht mehr Winter, aber auch noch nicht Frühling ist, und der Farbklecks ist ein von der Sonne blank gelecktes Stück Almboden, ein erstes winzig kleines Inselchen des kommenden Lenzes. Damit ist auch schon verraten, wo sich die zu den Stöcken gehörenden Bretter befinden. Auf ihnen streckt sich — außerhalb des Bildausschnittes — der Besitzer in der Sonne.

Das was, wo und wann ist damit geklärt. Bleibt nur noch das wer. Und da es hierfür auf dem Bild keinerlei Anhaltspunkte gibt, kann mich niemand daran hindern, in dem Sonnenhungrigen mich selbst zu sehen und somit meine eigenen Gedanken zu spinnen.

Niemand wird bestreiten, daß die Reize dieser kurzen Zeitspanne zwischen den beiden Jahreszeiten sich eigentlich erst dem Skiläufer so recht offenbaren. Wer etwa wäre vorher auf die absonderliche Idee gekommen, zu Fuß abseits der Wege durch Schnee zweifelhaftester Beschaffenheit in irgendein abgeschiedenes Tal vorzudringen, weite Moorflächen zu durchqueren oder gar einen Gipfel zu besteigen, nur um der Sonne nachzulaufen? Erst unsere Eschen- und Hickoryhölzer ermöglichten das. Dabei ging es uns nicht allein um das Braunwerden, wie den modernen Sonnenanbetern, die sich auf den Terrassen der Berghotels cremeglänzend in bequemen Liegestühlen rekeln zu krächzender Lautsprechermusik, die sie über sich ergehen lassen müssen oder vielleicht gar selbst wünschen. Nein, wir suchten mehr.

Auf diesen einsamen Fahrten und stillen Rasten wollten wir sehen, wie da und dort der Schnee von einem Fichtenzweig rieselt und der von seiner Last befreite Ast noch sekundenlang auf und ab wippt, als müsse er nach monatelanger Verkrampfung die steif gewordenen Gelenkscharniere wieder in Gang bringen; wollten wir unter dünn gewordenen Schneebrücken die Moorwässerchen munter glucksend von der Nähe des Lenzes schwätzen hören; wollten wir dem Rhythmus der Tropfen lauschen, die von den Eiszapfen am Hüttendach fallen und die weiße Wehe am Boden wie ein Sieb durchbohren, und uns am Jubilieren der Lerchen erfreuen, die in das tiefe Blau des Himmels klettern. Belanglosigkeiten, Geringfügigkeiten seien das, meint vielleicht der und jener. Gewiß, aber für uns waren diese kleinen Dinge in den Hochmooren und auf den Gipfeln des Erzgebirgskammes allerleiseste Vorahnungen künftiger Herrlichkeit, unübersehbare und unüberhörbare Anzeichen unverwüstlicher Lebenskraft, die es vermochten, uns plötzlich andächtig zu stimmen.

Übrigens war der Gang zu diesen Genüssen damals nicht ganz einfach. Heute schnallt man seine Markenski auf das Dach oder an das Heck seines Wagens und fährt davon, und irgendwelche Meinungsäußerungen der Umwelt bleiben ungehört. Überdies hat sich die Möglichkeit nachwintertlichen Skilaufes längst herumgesprochen. Wir aber trugen auf unserem Weg zum Bahnhof die geschulterten Latten an Gärten und Wiesen vorbei, in dem der Vater schon mit Spaten und Rechen umging und die Mutter Hemden und Taschentücher bleichte. Das trug uns Kopfschütteln ein und spöttische Bemerkungen, so daß man schließlich selbst an seinem Unternehmen irre wurde und erleichtert aufatmete, wenn man an der entscheidenden Kurve der Kleinbahn den Fichtel- und den Keilberg und die weite Kammlandschaft in weißem Schneekleid liegen sah und die Gewißheit hatte, das zu finden, weswegen man ausgezogen.

Diesmal, von der breiten Terrasse des Himmeleck aus, ist das dem Auge Gebotene ungleich gewaltiger, ist es großes Welttheater. Hinter mir die von der Sonne beschienenen Wände des Schneck und des Wilder und vor mir den Steilabsturz ins Oytal, in dem zwischen den schmelzenden Schneepolstern der Ufer der entfesselte Wildbach zu Tale braust, sitze ich wie in einer riesigen Proszeniumsloge und schaue in eine wahrhaft heroische Landschaft, in deren Mitte, immer wieder den Blick auf sich ziehend, die Riesenorgel der Höfats steht. Um mich ist Stille, ist ehrfürchtiges Schweigen. Läßt sich solches Erleben überhaupt in Worten ausdrücken? Kaum. Richard Strauß hat es gekonnt in seiner Alpensymphonie, wo in dem Abschnitt „Auf dem Gipfel“ eine einsame Oboe leise und fast verzagt vor sich hinsingt, wie erdrückt von der überwältigenden Pracht der Natur. Welch glückliche Stunde zwischen der Betriebsamkeit des Winters und der des kommenden Sommers!

Doch der Rand des Frühlings ist gleichzeitig der Rand des Winters. Die Sonne verliert plötzlich an Kraft, das eilfertige Tropfen der Wasserperlen von den scharfkantigen Schneerändern rings um meine Grasinsel wird langsamer, und die Uhr mahnt zum Aufbruch. Ich beende meine Meditationen und beuge mich zu meinen Brettern.

Doch halt! Das bin ich ja gar nicht, der da ins Bild tritt. Mein Dasein hier oben auf dem Himmeleck war ja nur angenommen. Es ist vielmehr ein junger Mann. Vielleicht sind es auch zwei. Oder es ist gar ein Mädchen dabei. Wie dem auch sei: ob zwei, ob fünf — schon das Wissen darum ist beglückend, daß es in unserer Welt der Unrast noch Leute gibt, die aus dieser Jahreszeit, die eigentlich gar keine mehr ist und erst eine werden will, etwas zu machen verstehen.

Seidelbast — Glück des Suchens und Findens

In den letzten Tagen des Februar und den ersten Wochen des März jeden Jahres werde ich unruhig. Jetzt, am Rande des Winters, an der Schwelle zum Lenz, muß ich den Seidelbast sehen, jenen seltsamsten aller Frühlingsboten.

Das dürfte nicht schwer sein, meinen die Freunde, und nennen ein halb Dutzend mir samt und sonders wohlbekannter Vorgärten, hinter deren Zäunen wahre Prachtexemplare des gesuchten Strauches stehen. Und überdies — fügen sie hinzu — müsse es denn durchaus Seidelbast sein? Kündeten Schneeglöckchen und Krokusse nicht ebensogut den nahenden Frühling? Ich schüttle heftig den Kopf. Nein, ganz allein Seidelbast, und nur solcher in Freiheit.

Abermals wissen meine Freunde Rat und verweisen auf die wenigen Waldstücke am Stadtrand, in denen einige Seidelbaststräucher, von sonntäglichen Spaziergängern verbotenerweise alljährlich um ein paar Ästchen beraubt, ein kümmerliches Dasein fristen. Bemitleidenswert sind sie, die armen Krüppel, und ich sehe sie nur ungerne. Außerdem stört mich die Nachbarschaft unzähliger Buschwindröschen und gewöhnlichen Binkelkrautes.

Nein, Freunde, versteht mich recht! Ich will den Seidelbast nicht an einem wohlbekanntem Ort einen Besuch abstatten, nein, ich will ihn richtiggehend suchen, suchen und finden dort, wo er noch unentdeckt und unangetastet in Gottes freier Natur steht. Und deshalb nehme ich eines Tages meine Bretter und fahre hinaus in die stillen Berge, die am fernen Horizont blauen und in denen noch der Winter regiert und höchstens hier und da ein fürwitziger Haselstrauch stäubt.

Jahrelange Erfahrung ließ mich erkennen, wo das seltsame Vorfühlingsgesträuch gedeihen kann und wo nicht. Ich weiß auch um den verwirrend süßen Duft, den seine Blüten ausströmen. Und so fahre ich nicht nur wachen Auges, sondern auch mit geblähten Nüstern durch die winterliche Landschaft.

Suchen ist eine Angelegenheit des Wollens. Finden aber ein gut Teil Glückssache. Darum kann es wohl passieren, daß ich ein paar Mal unverrichteter Dinge heimkehre. Vielleicht lag der Schnee zu hoch oder es war überhaupt zu früh. Vielleicht auch hat sich das scheue Pflänzchen mir nur wie ein Kobold versagt.

Aber eines Tages stehe ich doch vor dem ersten zarten Sträuchlein, beglückt und hochofret.

Es ist, wie es jedesmal gewesen. Zwischen niederen Fichten und dürrerem Gestrüpp liegt Schnee, überall Schnee, fußhoch und kalt. Und daraus ragt einsam und verloren ein braunes Zweiglein, und, o Wunder, wie Perlen reihen sich daran rote Blüten. So eilig haben sie es gehabt und so stark war ihr Lebensdrang, daß das Holz nicht Zeit fand, Blätter zu treiben. Erschrocken, als wären sie sich ihrer Nacktheit und ihres Alleinseins in einer feindlichen Umwelt plötzlich bewußt geworden, schmiegt sich Blüte an Blüte, sich gegenseitig zu wärmen und drohenden Gefahren in festem Zusammenhalt zu begegnen.

Rührend ist das anzusehen und doch auch tröstlich zugleich. Sagt es mir doch, daß sich das Leben durchfrißt und durchringt durch Schnee und Eis und alle Widrigkeiten in kindlicher Unbekümmertheit und mannhafter Siegesgewißheit. Und das kommt daher, grübele ich, daß die Natur nur ein Ziel kennt; wir Menschen aber haben tausend, und alle widerstreiten sich. Und deshalb, meine ich, müssen wir das alles sehen als ein Gleichnis und von ihm lernen.

Und während ich solchermaßen sinniere, verlange ich ein zweites und ein drittes der blühenden Sträuchlein zu sehen, daß es mir bestätige, was ich eben gedacht. Und wie im Sommer und im Herbst selten ein Pilz allein am Platze steht, so finde ich auch hier die anderen, eins in der Schneise, das andere am Wegrand und das dritte in der Fichtenschonung. Und immer und überall sind sie die ersten und einzigen. Anemonen, Lerchensporn und Lungenkraut liegen noch klaffertief unterm Schnee und sind noch nicht einmal zu ahnen.

Zugegeben, ihr Freunde, Schneeglöckchen, Krokusse und Märzenbecher singen in Anlagen, Gärten und in den schneefreien Wäldern rings um die Stadt einen Jubelchor, vielstimmig und nicht zu überhören. Aber lieblicher und bedeutungsvoller spricht doch das schlichte Unisono der blühenden Seidelbaststräucher hier im winterlichen Weiß zu mir. Eindringlich und jeden Zweifel ausschließend sagt ihr Lied, daß kein Winter und kein Schnee Macht genug haben, das Leben für immer zu bannen. Nein, es wird sich durchsetzen auf jeden Fall, wird seinen Frühling gewinnen und seinen Sommer und Herbst haben und über das Tote immer wieder das Lebendige hinwegleben lassen.

Das ist es, was sich mir offenbarte, als ich die getreuen Bretter nahm, um den Seidelbast zu beschauen. Meine Spur heimwärts ziehend, geht ein zufriedenes Lächeln über mein Gesicht. Ich zog aus, den Frühling zu suchen, und ich fand das Leben. Und das ist fürwahr nichts Geringses. Meint Ihr nicht auch?

Nekrolog auf ein Paar alte Bretter

Nachdem ich beim Schneiderschen Gasthaus in Tellerhäuser (Erzgebirge) in die große Schneewehe, die sich allwinterlich neben dem Eingang bildete, gefahren war und die alten Eschenlatten ohne Spitzen wieder herauszog, mußte ich mich damals — es war genau vor 40 Jahren — zum Kauf neuer Bretter entschließen. Ich fuhr am nächsten Tag auf geliehenen Brettern nach Gottesgab zu Theo Reinwart und kam am Abend auf Schmugglerpfaden mit ein Paar Hickory-Ski im Schlepptau zurück. Es waren „Norweger“. An der Innenseite ihrer Spitzen konnte man die Worte „Johansen & Nilsen/Christiania“ (noch hieß Norwegens Hauptstadt nicht „Oslo“) lesen. Ich war immer stolz auf dieses Brandmal und habe oft Zweifler an der Echtheit der Bretter mit ihm überzeugt.

Vier Jahrzehnte lang fuhr ich auf den eisenharten nordischen Hölzern. Dabei habe ich sie schwer in Anspruch genommen und nie geschont. Sie litten unter meiner Ungeduld, wenn ich sie, kaum daß die letzte Herbstblume verwelkt, auf die erste hauchdünne Schneedecke zwang; sie stöhnten ob meiner hartnäckigen Weigerung, im Lenz das Ende des Winters anzuerkennen. Sie mußten mit mir durch Pulver und Firn, durch Matsch und über Harsch, über blankes Eis und knochenharte Erde. Ja, ich benahm mich wie ein Tyrann. Ich war gewalttätig und eigenwillig.

Dessen ungeachtet liebte ich sie über die Maßen. Nie hielt ich sie zu kurz. Ließ ich mir etwas zugute kommen, gingen sie nicht leer aus. Als ich die zerschlissenen Reithosen des ersten Weltkrieges pensionierte, bekamen ihre rundgefahrenen Kanten stählerne Schienen. Als ein Paar Skistiefel die Militärschuhe ablösten, ward ihre Bindung ausgewechselt. Die Scharfen und Wunden, die sich in ihr hartes Holz eingruben, störten mich nicht, sondern erschienen mir ehrenvoll wie die Narben eines Kriegsmannes.

Vier Jahrzehnte haben wir so Freud und Leid geteilt.

Freud — das waren die ungezählten Fahrten diesseits und jenseits der Grenze, die von Ost nach West auf dem Kamm des Erzgebirges verlief. Das waren die einsamen Wanderungen durch die verschneiten Hochmoore. Das waren die verwegenen Schußfahrten auf kurvenreichen Waldwegen und schmalen Schneisen, vom Fichtelberg hinab ins Tal der Großen Mittweida und vom Keilberg hinunter bis an die Eger. Wir fuhren ohne große Technik, nur mit viel Mut und Übermut. Und ging die Sache einmal schief, dann tröstete uns Freund Konrad, wenn er sich aus dem Schneegrab herauswühlte, mit seinem berühmt gewordenen Satz: „Dieser Weg ist kein Weg; und wer es dennoch tut, hat es sich selbst zuzuschreiben!“

Leid — das waren die Schatten, die die wechselnde politische Entwicklung dieser vier Jahrzehnte immer und immer wieder auf unser frohes Tun warf und den Weg über die grüne Grenze oft zu einem Wagnis machte. Das war jene bittere Nachkriegszeit, da die sowjetische Wismut die schönsten Skigebiete hermetisch abschloß und wir nach der Freigabe zähneknirschend vor einer verschandelten Landschaft standen. Das war der erste erschütternde Blick über Stacheldraht und drohende Wachttürme hinweg in ein fremdes Land, das ungläubige Starren auf tote, unberührte Schneeflächen, durch die wir einst glücklich und unbeschwert unsere Spuren gezogen, und auf verlassene Dörfer und Anwesen, in denen wir einst mit vertrauten Menschen Zwiesprache gehalten.

Da kam der Tag, da ich der Heimat Valet auf immer sagte.

Eines der ersten Besitztümer, das mir die Gattin über die Zonengrenze nachschickte, waren die Norweger. Ich war gerührt ob der schönen Geste des Mitgeföhls und Verständnisses und dankte mit einem Poem, in dem die Begebenheit mit dem Reim „bei schönstem Sommerwetter — die winterlichen Bretter“ kunstvoll eingebaut war.

Schon im ersten Winter kam die schmerzliche Ernüchterung. Ich stellte fest, daß beide, die Bretter und ich, alt geworden waren. Die Zeit war unbemerkt über uns hinweggegangen. Kein Mensch trug hier mehr Windjacke und Überfallhosen. Kein Mensch fuhr Bretter mit so vorsintflutlicher Bindung und solch grotesker Aufbiegung der Spitzen. Kein Mensch sprach noch von Telemark, Quersprüngen und dergleichen Künsten. Was mir vor einem Jahr an meinen Brettern noch ehrenvolle Wunden waren, stempelte nunmehr die Begegnung mit den auf Hochglanz lackierten roten, blauen und schwarzen Markenski zum peinlichen Auftreten eines armen Verwandten. Erst wollte ich es nicht wahrhaben und verschloß nach dem Motto Christian Morgensterns „Was nicht sein kann, darf nicht sein“ Augen und Ohren. Allmählich aber wurden Spott und Verachtung so ungeniert und deutlich, daß etwas geschehen mußte.

Die Überlegung war langwierig und schmerzhaft; das Fazit wahrhaft umwälzend. Windjacke und Überfallhosen verschwanden und ich kaufte neue Ski. Die Norweger wurden in der Bodenkammer „abgestellt“. Den Ausschlag hatte jener Sonntag gegeben, da ich die Zwei-Meter-Latten an der Talstation der Kanzelwandbahn an die Mauer gestellt, und sie von einer Schar junger Leute wie eine Rarität aus einem Antiquitätenladen beguckt und belächelt wurden. Ich stand abseits, verleugnete mich schamrot als Besitzer und wagte mich erst zurück, als eine Kabine die lästigen Gutachter fortgetragen. Ich erschrak. Nicht nur, daß ich mich der alten Gefährten geschämt, ich hatte gehandelt wie Petrus ehe der Hahn dreimal krähte. Zum endgültigen Verrat — das spürte ich — konnte es nur noch ein kleiner Schritt sein.

Nun hatte ich ihn getan. Zusammengeschnürt standen die Verfemten zwischen Kisten und Schachteln, dörrten aus in der Hitze des Sommers und mochten erschauern, wenn sich im Winter eine Schneeflocke als vertrauter Freund zwischen den Dachziegeln hindurch zu ihnen verirrte. Ich mied eine Begegnung. Für die aber, die in der Kammer zu tun hatten, waren die Hölzer ein dauerndes Hindernis. Da brachte man sie in den Keller. Aber auch hier ärgerte man sich ihrer, und wer sie anfaßte, machte sich außerdem noch schmutzig.

Da nahm sich die Gattin eines Tages ein Herz (ich weiß, daß dem so war) und riet, die überflüssig Gewordenen zu zerschneiden und zu verfeuern. Ich wies das Ansinnen entrüstet zurück. Die Gattin hatte wohl nichts anderes erwartet, und so blieb alles beim alten. Aber ich wußte, es war nur eine Gnadenfrist, und eines Tages würde ich zu einem endgültigen Entschluß gezwungen sein.

Das geschah in diesen Tagen.

Es gäbe jetzt eine Möglichkeit, sich von den Brettern auf eine schmerzlose und anständige Weise zu trennen, meinte die Gattin, und brachte die Tageszeitung, in der die Stadtverwaltung die vor Einführung eines neuen Systems der Müllabfuhr „unwiderruflich letzte Entrümpelung“ bekannt gab.

„Du brauchst sie nur vor die Haustür zu stellen“, schlug sie vor.

„Ich? Tu Du es, ich mag mit der Sache nichts zu tun haben.“

Und dann stand ich doch an der offenen Balkontür und sah zu, wie der Lastwagen die Brunnengasse hochfuhr. Die Bretter klemmten zwischen Gerümpel und Wagenwand, senkrecht und geduldig, so wie sie oft im Schnee gestanden, wenn wir Gipfelrast hielten oder in einem Gasthaus fröhlichen Umtrunk taten.

„Herrgott“ — ging es mir da durch den Sinn — „was haben wir nicht alles miteinander erlebt! Wißt ihr noch ...“

Doch da geht der Wagen mit seiner schwankenden, hochgetürmten Last schon langsam und vorsichtig bei der Einmündung in die Söflinger Straße in die Kurve. Ein letzter Blick auf die Scheidenden wird mir geschenkt. Dann liegt die Straße verlassen.

Ich spürte eine schmerzhaft Leere in mir. Mir war, als wäre ein guter Freund für immer fortgegangen. Was mich besonders schmerzte, war der Gedanke, nicht zu wissen, wohin die Fahrt der Getreuen ging und wo sie ihre letzte Ruhestätte finden würden. Vielleicht wäre eine Feuerbestattung doch richtiger gewesen. Ich weiß es nicht.

Das Wirtshaus „Zum zerbrochenen Ski“ Eine etwas unmoralische Angelegenheit

„Fitzkopf!“ sagte wütend der herrenlose Schi (es war ein linker), während er kopfüber den Steilhang hinuntersauste. „Er mag ja ein ganz guter Ökonomierat sein, meinethalben, aber vom Schilaufen versteht er soviel, wie der Elefant...“ Das Brett gab sich keine Mühe, den etwas ungeschickt angefangenen Vergleich zu Ende zu führen. Wichtigeres war jetzt zu tun: es galt mit dem Leben abzuschließen. Und in solch bedauerlichem Augenblick hat bekanntlich die Vergangenheit „kaleidoskopartig“ noch einmal vor dem geistigen Auge abzurollen.

Also: Langwierige Geburt in einer Werkstatt (es stinkt gewaltig nach Leim!) — wochenlanges Zurschaustehen in einem Sportgeschäft — bedachtsamer Kauf durch den Herrn Ökonomierat (wäre er nur jetzt so bedachtsam gewesen!) — erste Ausfahrt in ein ungeahnt schönes Land (das Leben scheint doch lebenswert!) — Schwindelanfall des alten Herrn beim Überqueren eines Steilhanges — mißglückter Versuch, sich aus den Brettern zu befreien. Ich, das linke Brett, machte mich selbständig (Warum nur? Warum?) — Absturz — Schluß — aus!

Ein verdammt kurzes Leben. Aber länger hätte es auch nicht sein dürfen: der Sturz ist beendet. Mit der Spitze schießt das Brett in eine Schneewehe, staucht zusammen, schreit „au“ und fällt umgehend in Ohnmacht.

Dicht neben der Unfallstelle reckt ein Wegweiser seinen Arm bergwärts. Er zuckt mit keiner Wimper, als das Brett so unerwartet an ihm vorüberstreicht. Seit Jahren zeigt er geduldig und lammfromm bergan. „Zur Hubertushütte — eine Stunde“ steht auf dem Holzarm zu lesen. Und das Brett, schließlich aus seiner Ohnmacht erwachend, setzt seine ganze Hoffnung in die vier tröstlichen Worte.

Umsonst. Niemand scheint Verlangen zu haben, die Stunde bergwärts zu steigen. Flockenwirbeln beginnt, und Wegweiser und Brett versinken in einem weißen Grab . . .

*

Ein Zaunkönig, auf dem Arm des Wegweisers sitzend, weckt mit seinem Lenzlied den hindösenden Schi. Ringsum schmilzt der Schnee. Ein Bach rinnt auf dem Weg zu Tal und droht das Brett zu ersäufen. Alt, grau und unscheinbar ist es geworden, ein Greis, reif zum Sterben. Dumm und stur reckt daneben der Wegweiser seinen Arm mit der zwecklosen Inschrift bergan, und das Brett beginnt

mit letzter verdämmernder Kraft den spindeldürren, einfältigen Pfahl zu hassen. Noch einmal peitschen letzte Lebensgeister hoch. Irgendwer kommt. Es ist Gottlieb. Gottlieb, der Knecht des Winkelhofbauern. Er fährt Holz zu Tal. Vor Jahren, beim Baumfällen, hat er das rechte Auge verloren. Mit dem linken sieht er schlecht. So passiert es, daß er das bibbernde Brett nicht bemerkt und der Wagen mit dem Hinterrad darüberpoltert. Es ist gar nicht viel zu hören. Ein kurzer heftiger Knacks, und dem Brett ist das lange Rückgrat (gerade zwei Meter mußte es von Kopf bis Steiß) gebrochen. In einem solchen Fall ist man auf der Stelle tot.

Es geschieht hierauf zunächst gar nichts. Teilnahmslos zeigt der Wegweiser weiter bergan, und die Geschichte des ökonomierätlichen Schi könnte zu Ende sein, wenn nicht am Pfingstamstag Adi und Toni die traurigen Überreste des Brettes gefunden hätten.

Adi und Toni bewirtschaften im Sommer die Hubertushütte. Als sie so unvermutet den zerbrochenen Schi vor sich liegen sehen, nicken sie sich verständnisvoll zu, ergreifen jeder ein Stück und nageln die Hälften kreuzweise über die Hüttentür.

Es erwies sich dies als ein sehr vorteilhafter Einfall.

Die Gäste, unter der Hüttentür stehend, fragten mit einem Augenzwinkern nach dem Brett: „Schiläufer?“

Adi, dem das zuerst widerfährt, lügt: „Ja.“

Darauf die Gäste, Augenbrauen hoch: „Schwerer Bruch. Tolle Geschichte, was?“ Lüge gebiert Lüge. Adi, der nie auf Brettern gestanden, erzählt etwas von rasender Schußfahrt, einem Wassergraben, der nicht zu sehen, einem tollkühnen Sprung. Er tut dies sehr anschaulich, mit viel Kopf- und Armbewegungen.

„Da war das Unheil geschehen!“ sagt er atemholend am Schluß.

Teilnahmsvoll drückt ihm der Gast ein Markstück in die Hand, Adi anheimstellend, sich neue Hölzer zu beschaffen.

Ehe Adi das Geld verschwinden lassen kann, ist Toni da.

„Donnerwetter, du kannst das. Ich werde künftig allein wirtschaften. Du aber erzählst. Am Ende teilen wir.“

Adi macht ein saures Gesicht, fügt sich schließlich und lebt sich allmählich immer besser in seine Rolle ein. Er erfindet Geschichten, einmal kühn, einmal rührselig, ganz wie die Gäste es wünschen. Verschiedentlich beginnt er sogar zu hinken.

*

Als letzter Gast im Jahr erscheint der Ökonomierat auf der Hütte. Auch er läßt sich die Geschichte des zerbrochenen Schis erzählen, nickt einige Male verständnisvoll und spendet, seiner gehobenen Stellung gemäß, eine beträchtliche Summe. Aber, er betont das ausdrücklich, für die Winterbewirtschaftung der Hubertushütte.

„Es passieren Unglücke. Unglücke, sage ich Ihnen, gerade beim Sport (Er sagte übrigens Spooort!) Es ist oft nicht zum Spaß!“ —

„Nobler Hund,“ sagt Adi, als er die ökonomierätlichen zehn Mark besieht.

„Und was er da von der Winterbewirtschaftung sagte, ist klug, sehr klug. Man müßte sich das einmal durch den Kopf gehen lassen!“ meint nachdenklich Toni.

Am nächsten Morgen steigen sie zu Tal, um Sachen für den Winter zu besorgen. In den Taschen klingen die Markstücke.

Am Wegweiser machen sie halt.

„Hier war es“, sagt Adi gerührt.

„Ja“, antwortet Toni und lächelt versonnen.

„Die Aufschrift sollte man auch erneuern. Vielleicht sogar ändern. Nach dem ‚Wirtshaus zum zerbrochenen Schi‘. Was meinst du?“

„Glänzend. Und eigentlich sind es auch nur 45 Minuten!“

Dann gehen sie weiter.

Das Wirtshaus „Zum zerbrochenen Schi“ wird eine Goldgrube. Ohne Zweifel. Im ersten Winter schon ist es voll belegt.

Adi bedient in tadellos sitzenden Hosen und elegantem Anorak aus dem Hause Bogner, München. „Es gibt meinen Erzählungen erst den glaubhaften Hintergrund“, hatte er behauptet. Da war auch Toni mit der Sonderausgabe einverstanden gewesen.

So begann die Geschichte des ökonomierätlichen Schis eigentlich erst nach seinem Tode. Sie ist, wie jeder zugeben wird, voll faustdicker Lügen. Aber man soll nicht mit moralischen Einwendungen kommen. Es sind genug Schigeschichten zweifelhafter Art im Umlauf. Manchmal sogar von Brettern, die noch fleißig über den Schnee laufen.

Übergänge

Gedanken zu einem Titelbild

Der menschliche Geschmack ist verschieden. Selbst bei Dingen, die nichts mit Zunge und Gaumen zu tun haben. Auch wir, die wir oft und gern in die Berge gehen, reagieren unterschiedlich auf die mannigfachen Gaben des Hochgebirges. Der eine liebt die Stille der Gipfelstunde, der andere das Tosen des Wildbaches. Des Kletterers Herz schlägt für die noch unbezwungene Felswand, das Auge des Blumenfreundes sucht Soldanelien und Edelweiß. Mir haben es die Übergänge angetan: die Scharten und die Sättel, die Jöcher und die Törlle.

Schon die urwüchsige Bildhaftigkeit der Namen macht mir Freude. Zweifellos sind „Scharten“ in Messern und Äxten eine den Älplern wohlbekannte, wenn auch nicht gerade erfreuliche Erscheinung, und so lag es nahe, den markanten Einkerbungen eines Felsgrates die gleiche Bezeichnung zu geben. Eine ähnliche Begriffsübertragung liegt bei dem Namen „Sattel“ vor. Mit Schmunzeln erinnere ich mich meines alten Geographielehrers, als er in einer sauberen Kreidezeichnung in die Telle zwischen zwei Bergen eine fesche Reiterin setzte, um uns die seltsame Wanderung des ledernen Reitsitzes vom Pferderücken in die Gebirgslandschaft verständlich zu machen. Das Wort „Joch“, mit dem wir Querbalken und Träger, aber auch ein Ochsespann bezeichnen, drückt ganz offensichtlich etwas Verbindendes aus. Die gleiche Aufgabe erfüllt im Hochgebirge die flache, sanft geschwungene Mulde, die zwei Höhenrücken zu einem Gespann vereint. Während die Namen Scharte, Sattel und Joch mehr einen Zustand bezeichnen, drückt das Wort „Törl“, das in den östlichen Alpenländern gebräuchlich ist, deutlich die Funktion aus, die allen Übergängen zu eigen ist und sich am besten vergleichen läßt mit dem Überschreiten einer Schwelle von einem Raum in den anderen.

Einst boten sich die charakteristischen Einschnitte in den Bergzügen und den Talschlüssen den Alpenbewohnern als geeignete Übergänge in die Nachbartäler an. Mit der fortschreitenden verkehrstechnischen Erschließung des Hochgebirges dieser Aufgabe weitgehend entbunden wurden die Jöcher, Sättel, Scharten und Törlle in das Wegenetz einbezogen, mit dem die Sektionen der Alpenvereine ihre Hütten verbanden und die Berggipfel erreichbar machten.

Wir kennen diese Pfade. Sie führen an rauschenden Bächen hin, sie ziehen sich, herrliche Tiefblicke schenkend, an den Berglehnen entlang und sie klettern in kühnen Serpentina einsame Kare empor, und immer bedeutet jeder Übergang mit seinem reizvollen Wechselspiel von Abschiednehmen und Besitzergreifen, von Verzicht und Empfang eine aufregende Zäsur auf diesen einsamen Wanderungen, eine stete, immer wiederkehrende Aufforderung zum Rasten, Schauen und – Nachdenken.

Während eine Gipfelbesteigung und eine Kletterföhre mit eindeutig festgelegtem Start und Ziel eine in sich abgeschlossene Handlung darstellen, lassen die weiten Wege über Scharten und Sättel alle Möglichkeiten für Anfang und Ende offen. Sie gleichen einem Buch, das 100 Seiten hat, aber ebenso gut 300 haben könnte. Jeder Übergang über ein Joch oder durch ein Törl wiederum ähnelt dem Augenblick, wo der Leser ein Blatt des Buches wendet. Und da der Inhalt des Buches gleichermaßen schön und wertvoll ist, trennt sich der Leser ebenso ungern von der eben beendeten Seite wie er freudig von der neuen Besitz ergreift.

Solchermaßen beeindruckt von dem erregenden Erlebnis jedes Überganges, nimmt es nicht wunder, daß ich die letzten hundert Meter bis zur neuen Wegschwelle eilenden Fußes und voll höchster Spannung zurücklege. Der erste lange Blick gilt verständlicherweise dem neuen Wandergebiet und ist begleitet von Empfindungen, die sich nur wenig von dem Glücksgefühl einer Gipfelschau unterscheiden. Doch bevor ich den ersten Schritt ins Neuland tue, verweilt das Auge, rückwärts gewandt, noch einmal liebevoll in der Landschaft, die ich vor dem durchwanderte, und versucht das vertraut gewordene Bild im Gedächtnis festzuhalten, ehe es für immer entschwindet. Selbst im Weiterschreiten lösen sich die Gedanken nur zögernd vom alten Erlebnis und erst allmählich sind die Sinne bereit, sich neuem Erleben uneingeschränkt hinzugeben. In diesem seltsamen Widerstreit der Geföhle aber liegt für mich das Reizvolle der Übergänge, und deshalb habe ich sie so gern, die Scharten und die Jöcher, die Sättel und die Törlle.

Plädoyer für einen alten Rucksack

Menschen sind ewig unruhige Geschöpfe. Immer haben sie etwas zu bekritteln und zu verändern. Plötzlich war ihnen auch der alte bewährte Rucksack nicht mehr gut genug; sie krempelten ihn von Grund auf um. Dabei vergaßen sie, der Neuschöpfung einen eigenen Namen zu geben, denn mit dem alten Rucksack hat das moderne Gehäuse mit seinen steifen Wänden und harten Kanten so wenig zu tun, wie eine Kabine der Valluga-Bahn mit dem Kasten von Peter Riedls Materialaufzug.

Der alte Rucksack trug seinen Namen zu Recht. Wer sich allerdings durch die etwas vulgäre Bezeichnung verleiten ließ, ihn wie einen Kartoffelsack zu „füllen“, erwies sich als armseliger Stümper. „Rucksack packen“ war eine Kunst, die erlernt und geübt sein wollte. Das Geheimnis bestand darin, den Inhalt gewissermaßen vom Rücken aus aufzubauen. Man legte den Rucksack am besten mit dem Rückenteil auf den Tisch, schob zunächst die Wäschestücke in die dafür vorgesehene Tasche und schichtete darauf die anderen Utensilien in wohlüberlegter Reihenfolge, wobei je nach Charakter des jeweiligen Trägers Fressalien oder Regenschutz zwecks schneller Erreichbarkeit obenauf kamen. Ein solch wohlüberlegt gepackter Rucksack schmiegte sich wohligh und weich dem Rücken an und wirkte wie ein angeborener Körperteil.

Wer dagegen den Rucksack nur »füllte«, erzeugte eine Art Globus, der fremd und unorganisch auf dem Rücken baumelte, in den Tragegurten zerrte, gegen die Wirbelsäule drückte und den Träger zu einem unglückseligen Atlas stempelte, dem es bekanntlich auferlegt ist, gebückt und erschöpft die ganze Welt zu tragen. Diese talentlosen, ja vielleicht sogar faulen Leute mögen es gewesen sein, denen die Ausrüstungsindustrie mit der Konstruktion eines vorgeformten Rucksackes entgegenkommen wollte. Im übrigen dürfte der ehrwürdige Tornister, jener mit einem Fell verschönte Tragekasten, mit dem meine Generation in den Ersten Weltkrieg zog, bei der Geburt Pate gestanden haben, so daß das neue Gebilde letzten Endes als Bastard zu bezeichnen ist. Ich möchte jedoch ausdrücklich betonen, daß diese etwas anstößige verwandtschaftliche Beziehung keineswegs meine Hochachtung vor dem einstigen militärischen Ausrüstungsstück trübt. Schließlich verdanke ich ihm meine erstaunliche Leistungsfähigkeit im Lastetragen, von der noch heute meine Familie profitiert.

Meine Wandergefährten sprechen mich immer wieder wegen des auffällig geringen Volumens meines Rucksackes an. Ohne Zweifel bin ich bei der Auswahl der mitzuführenden Gegenstände in bezug auf Umfang und Gewicht sehr bedachtsam, wenn ich die Jagd auf entbehrliche Milligramm auch nicht so weit treibe wie mein Freund Paul, dem man nachsagt, daß er wegen der Gewichtersparnis nicht nur unaufgezogene Karten bevorzuge, sondern diese darüber hinaus noch des weißen Papierrandes beraube. Auch bin ich äußerst zurückhaltend in meinen kulinarischen, hygienischen und kosmetischen Ansprüchen, ohne darin freilich so weit zu gehen wie jener junge Bergsteiger, der mit der Bemerkung „Man muß sparen, wo man kann“ sich in seinen Hemdzipfel schneuzte. Letzten Endes aber resultiert die Aufsehen erregende Schlankheit meines Rucksackes aus seiner erstaunlichen Anpassungsfähigkeit an den Inhalt. Er ist — möchte man sagen — eine ehrliche Haut, die aus sich nicht mehr macht, als sie in sich hat. Ist die Füllung gering, dann falten sich seine Segeltuchwände zusammen wie eine Jalousie. Ebenso bereit ist er aber auch, sich bei Bedarf auszuweiten. Wo sein moderner Kollege schon längst gesagt hätte „Bis hierher und nicht weiter!“, macht es er, ein wahrer Neckermann der Transportbranche, immer noch möglich, einen übersehenen Beutel, eine unentbehrliche Büchse oder ein unterwegs gekauftes Buch unterzubringen.

Mangelnde Wandlungsfähigkeit des neuzeitlichen Tragegerätes zwang die Herstellerfirma, ihr Erzeugnis getrennt für Erwachsene und Jugendliche zu typisieren und innerhalb der Altersklassen noch einmal wie Briefumschläge zu normen. So gibt es nun Rucksäcke für das einfache Wochenende, solche für das verlängerte Wochenende und schließlich solche für die Tourenwochen, und die Entscheidung für das richtige DIN-Format wird zu einer Aufgabe, die fast ebenso schwierig ist wie die Wahl der richtigen Lebensgefährtin. Es kommt, wie jedermann leicht ersehen kann, zu ärgerlichen Fehlentscheidungen und zeitraubenden Umpackungen, womöglich mit Familienzwist, und schließlich schon bei Reiseantritt zu mehr oder minder großen Leerräumen, sofern man sie nicht mit unnötigem Kram füllt. Da ein Bergsteiger Individualist zu sein hat, wehrte ich mich von Anfang an gegen diese Bevormundung durch Typen und Normen und blieb meinem alten Wandergenossen treu.

Zugegeben: in der Gesellschaft dieser aufgeblasenen Aristokraten nimmt sich mein Rucksack aus wie ein schlichter Bourgeois. Dafür ist der Umgang mit ihm unkomplizierter und geradezu herzlich. Wie oft mag er mir beispielsweise schon als Kopfkissen gedient haben, auf Matratzen- und Notlagern oder auch auf kurzen Rasten! Auf dem weichen Wäscheteil liegt mein Haupt wie in Abrahams Schoß. Eine dahingehende Verwendung seines zu einer Art Koffer umgebauten Nachfolgers würde zweifellos der Kasteiung eines indischen Fakirs gleichkommen. Gewiß, ab und zu komme auch ich einmal auf eine Unebenheit zu liegen. Aber das stört mich nicht. Im Gegenteil! Mit Vergnügen stelle ich fest, daß es sich in meinem Fall um die Butterbüchse und im andern um die Honigdose handelt, und in der Vorfreude auf das morgendliche Frühstück läuft mir das

Wasser im Munde zusammen und der nächste Traum ist eitel Wonne. Manchmal meldet sich auf die gleiche Weise der Photoapparat oder das Fernglas. „Wir sind noch da“, scheinen sie zu sagen, und da sie in meinem Rucksack die einzigen Verlockungen für Diebe sind, ist die Gewißheit ihres Nachvorhandenseins außerordentlich beruhigend und schlaffördernd.

In so gründlicher und ernhafter Betrachtungsweise das Für und Wider abwägend, freue ich mich immer wieder über meinen alten Rucksack. Natürlich sind Sonnenschein, Regen und unermüdliche Dienstleistung nicht spurlos an seinem Äußeren vorübergegangen. Aber auch ich bin nicht mehr der jüngste, und bei genauerem Hinschauen entdeckt man auch an mir einige schadhafte Stellen. So passen wir recht gut zueinander, und ich wünschte, wir könnten noch recht oft auf gemeinsame Wanderschaft gehen, mein Mandant, der alte Rucksack, und ich.

Kleine Zermatter Liebesgeschichte

Hier begegneten der kleinen Japanerin auf dem Gornergrat.

Es war der erste Tag unseres dreiwöchigen Aufenthalts in Zermatt, und eingedenk der Mahnung im Führer („Nimm den ersten strahlenden Tag deiner Zermatter Ferien für den Gornergrat, wenn du nicht riskieren willst usw.“) waren wir noch am Spätnachmittag auf den „schönsten, vielleicht großartigsten Ausichtsberg der Alpen“ gefahren. Kaum ein Dutzend Menschen standen mit uns auf der weiträumigen Plattform oberhalb des Hotels, und je mehr Gäste das lärmende Haus verließen und talab fuhren, um so eindringlicher wurde die Sprache der majestätischen Landschaft, die uns umgab.

Die Japanerin war uns sofort aufgefallen. Ein zierliches Persönchen, bescheiden und unscheinbar, und doch von großer Anmut. Wie sie bekleidet war? Männer sind da schlechte Berichterstatter. Jedenfalls unauffällig, in grauer Bundhose von Kindergröße. Nur an das Mao-Mützchen kann ich mich noch genau erinnern. Es stand ihr gut, machte das zarte Gesichtchen fröhlich und keck und hatte nichts von Kulturrevolution an sich. Das Alter? Hier versagte sogar meine Frau. Vielleicht 23, vielleicht auch 32. Die Zahlen sind bei Asiatinnen erfahrungsgemäß jederzeit austauschbar.

Sie saß auf einem Felsblock, ab und zu auch auf der niedrigen Mauer, die das Geviert der Plattform umgibt, und schaute einmal auf den Monte-Rosa-Zug, ein andermal auf die ferne Mischabelgruppe oder die Gipfel um das Obergabelhorn. Schweigend und gedankenvoll, wie wir anderen auch.

Als mit der sinkenden Sonne die Lichter der Gletscher und Schneefelder weicher wurden, holte sie aus ihrem Rucksack eine Filmkamera und baute mit ihren Kinderhänden das Stativ am Rand eines Felsvorsprungs auf. Wir bangten um sie und das wertvolle Gerät, aber sie tat alle Bewegungen ruhig und sicher und mit der Geschmeidigkeit einer Tempeltänzerin. Zum erstenmal tauchte bei uns der Gedanke auf, sie könne als freie Journalistin oder im Auftrag einer Zeitung nach Zermatt gekommen sein. Auch das kluge Gesicht sprach dafür.

Überraschend hatte sich später ein Landsmann zu ihr gesellt. Ob zufällig oder verabredet, war nicht zu erkennen. Er war ein wenig größer als sie und wohl auch etwas älter. Sie saßen auf der Mauer, die Gesichter einander zugewandt, und unterhielten sich mit der wohlthuenden Zurückhaltung, die man bei Andersrasigen häufig feststellen kann. Über ihren Köpfen schien sich in den Schneehäuptern von Castor und Pollux die Verbundenheit zweier angenehmer Menschen widerzuspiegeln.



Sie benutzten wie wir die letzte Bahn nach Zermatt, und wir setzten unsere Beobachtung fort. Sie saßen sich auf Fensterplätzen gegenüber, nicht nebeneinander und nicht mit der peinlichen Ungeniertheit, in der sich heute verliebte Leute gefallen. Waren sie überhaupt ein Liebespaar? Sie konnten ebensogut Freunde oder Geschwister sein. Im Geräusch der Zahnräder war ihre Unterhaltung lebhafter geworden. Sie riefen den Schaffner zurück, der ihre Fahrtausweise geprüft hatte, und zeigten kindliche Freude, als er ihnen die erbetenen Souvenirs überließ. Wir hatten viel Vergnügen am Zuschauen und bedauerten die rasche Ankunft in Zermatt. Im Menschengewühl des Bahnhofplatzes waren die beiden bald verschwunden. Wir merkten, daß wir die Kleine lieb gewonnen hatten, und wünschten sie wiederzusehen.

Mir trafen sie acht Tage später. Es war ein Samstag.

Beim Abstieg von der Hörnlühütte zum Schwarzseehotel begegneten wir Bergsteigern, die sich für Sonntag das Matterhorn vorgenommen hatten. Es waren meist Gruppen von zwei oder mehreren jungen Leuten, so daß uns die noch ferne Einzelperson sofort auffiel. Wir nahmen sie ins Visier und glaubten unsere kleine Freundin zu erkennen.

Sie war es. Hinter dem Mao-Mützchen schaute ein Eispickel aus dem Rucksack. Meine Frau sprach sie an. Wir verstanden ihr leises Erstaunen. Schließlich war unsere Bekanntschaft recht einseitig; sie dürfte auf der Plattform und im Zug kaum von uns Notiz genommen haben. Wir deuteten deshalb auf den fernen Gornergrat und ein verstehendes Lächeln zeigte sich auf ihrem Gesicht und blieb dort stehen. Dann wiesen wir auf den Pickel im Rucksack und das Matterhorn in unserem Rücken. Ob sie hinauf wolle? Sie hob die Schultern und zeigte ihre offenen Handflächen. Die mangelhafte sprachliche Verständigung machte ein weiteres Frage- und Antwortspiel unmöglich, und wir trennten uns mit stummen Kopfnicken und freundlichem Lächeln.

Wir schauten ihr nach. Würde sie den Berg angehen? Ihr Achselzucken war kein „Ja“ und kein „Nein“. Ein „Vielleicht“, meinte meine Frau. Schließlich einigten wir uns auf „Wahrscheinlich doch!“, denn beide hielten wir die kleine Japanerin für unternehmungslustig und unerschrocken.

An welchem Platz auch immer und zu welcher Zeit auch immer: seine königliche Isoliertheit, seine stolze Einsamkeit macht das Matterhorn zum unausweichlichen Blickfang.

So galt mein letzter Blick in der späten Abendstunde des Sonntags, an dem wir unsere Kleine am Berg vermuteten, gewohnheitsgemäß noch einmal der schlanken Pyramide. In der Ostwand, etwa in Höhe der Hörnlühütte, überraschten mich rote Lichtsignale. Farbe und Regelmäßigkeit des Aufleuchtens widersprachen dem zunächst vermuteten alpinen Notruf. Tatsächlich glitt nach kurzer Zeit das Rotlicht bergauf, verschwand in Gipfelnähe hinter dem Berg, erschien in Höhe der Schulter wieder, zog am Abendhimmel eine ruhige Bahn und senkte sich vorsichtig auf den Zermatter Flugplatz. Ich fand keine rechte Erklärung für den nächtlichen Einsatz des Hubschraubers, am allerwenigsten dachte ich an eine Rettungsaktion. Immerhin blieb der Vorgang gespenstisch und aufregend und beschäftigte uns bis zum Einschlafen.

Einen Tag später bekam das rätselhafte Ereignis eine unerwartete Deutung. Das Gerücht von einem dreifachen tödlichen Absturz, der sich am Sonntag am Matterhorn ereignet habe, ging um.

In Zermatt nimmt man solche Botschaften zur Kenntnis wie anderswo Verkehrsunfälle. Wir hatten auf dem Friedhof die Gräber der am Berg gebliebenen Bergführer und Bergsteiger gesehen und fanden an dem traurigen Ereignis nichts Überraschendes.

Da wurde am Abend bekannt, daß es sich bei den Abgestürzten um einen Engländer, einen Japaner und eine Japanerin handle. Wir schauten uns an. Etwa unsere Japanerin? Es schien keinen Zweifel zu geben. Es fiel uns schwer, sich das zierliche, anmutige Geschöpf tot und verstümmelt vorzustellen. Das Schicksal der lieb gewonnenen Fremden beschäftigte uns in den nächsten Tagen von morgens bis abends. Wir gingen mehrmals zum Friedhof, um vielleicht den Wärter zu

treffen und Näheres zu erfahren. Wir machten jeden neuen Grabhügel ausfindig, aber die Kranzschleifen galten verstorbenen Einwohnern. Schließlich entsann ich mich des japanischen Brauches, die Asche der Toten heimzuholen. Wir würden wohl auf eine endgültige Klarheit verzichten müssen.

Eine zunächst belanglose Nachricht, daß der Engländer nicht zur Seilschaft der Japaner gehörte und auch noch nicht gefunden sei, wurde wenige Tage später überraschend ergänzt durch die Feststellung, daß es sich bei den Japanern um zwei Männer handle. Die Quelle war glaubhaft, und wir freuten uns über die glückliche Wendung. Aber ein letzter Zweifel blieb, und wir suchten nach einer Begegnung mit der Lebendigesagten.

Unser Bemühen blieb ohne Erfolg. Wir reisten ab, ohne unsere kleine Freundin wieder gesehen zu haben. Sie war uns entglitten wie das zauberhafte Spiegelbild des Matterhorns im Stellisee, das uns entzückte, ehe ein leiser Wind das Wasser kräuselte, und das schöne Bildnis in Nichts zerging und zur Erinnerung wurde.

Hütte im Sturm

Es begann damit, daß der Hüttenwirt aus der Küche trat und uns mit der Nachricht überraschte: „Der Rundfunk meldet Sturm im Hochgebirge!“

Wir saßen gerade beim Abendessen und begnügten uns mit einem flüchtigen Blick über die Schulter durch die schmalen Fenster. Es hatte sich nichts geändert seit wir vor einer Stunde die Hütte betreten hatten: die weiße Pyramide des Johannisberges lag, jetzt von der Abendsonne golden beschienen, friedlich in der weiten Schneelandschaft und der Himmel war blau und wolkenlos. Nichts deutete auf eine Wetterverschlechterung hin.

Trotzdem kreiste, als Brot, Butter und Speck wieder im Rucksack verstaut waren und die Viertel einladend auf der blank gescheuerten Tischplatte standen, unser Gespräch um Sturmerlebnisse. Jeder konnte etwas dazu beitragen; das meiste und eindrucksvollste der Hüttenwirt, der sich zu uns gesetzt hatte. Hier, um die Oberwalderhütte, sagte er, sei der Sturm schlimmer noch als oben auf der Adlersruhe, wo er sich in Gipfeln, Wänden und Schluchten verfinde. Meist käme er aus dem Riffeltor geschossen und brause, keinerlei Widerstand findend, über die drei Pasterzenböden, bis er sich vorn beim Glocknerhaus hinabstürze ins Mölltal. Die Glocknerwand und das Glocknermassiv auf der einen Seite und die Steilwände des Fuscherkarkopfes und der Freiwandspitz auf der andern wirkten wie die Hochufer eines breiten Strombettes und die flachen Keese glichen einer riesigen betonierten Startbahn, meinte der Wirt. Und die schweren Verankerungen der Hütte vor den Fenstern unterstrichen eindrucksvoll die Wahrheit dieser Worte.

Vor dem Schlafengehen traten wir noch einmal vor die Tür. Die Nacht war sternklar. Der Große Burgstall, auf dem die Hütte stand, schwamm wie ein schwarzer Schiffskörper mitten in den schneebedeckten Gletschern, einsam und verloren. Es war vollkommen windstill.

„Die Wetterfrösche werden sich wieder einmal geirrt haben“, sagte einer.
„Oder der Wirt hatte seinen Kasten auf den Sender Oslo eingestellt“, bemerkte spöttisch sein Nachbar.

*

Gegen Mitternacht riß mich ein sonderbares Geräusch aus dem Schlaf. Es hörte sich an wie das Rauschen eines fernen Wildbaches. Man konnte auch an das monotone Motorengeheul einer weit entfernten Rennstrecke denken.

War es Regen? Ein Blick durchs Fenster überzeugte mich, daß kein Tropfen fiel. Über einen sternübersäten Himmel aber jagten in großer Höhe Wolkenfetzen von Nordwesten gegen Süden. Also war es der Sturm. Ich kroch zurück unter die Decken meines Lagers und lauschte.

Noch war nichts zu hören als dieser seltsam hohle Ton, der in seiner gleichmäßigen Stärke und Höhe fast beruhigend und einschläfernd wirkte. Noch beschäftigte sich der Sturm nicht mit der Hütte. Ab und zu erzitterte wohl das Haus. Aber es glich das mehr einem jähen Erschauern, einem kurzen Schüttelfrost, und schien nichts mit dem Sturm zu tun zu haben. Schon war ich entschlossen weiter zu schlafen, als ich abermals aufhorchte.

Eine zarte Stimme hatte begonnen, ein Lied zu singen. Eine zweite gesellte sich ihr zu, und in Terzen, Sexten und allen möglichen Zwischenintervallen erklang eine Kantilene, zu der der dumpfe hohle Ton wie ein weitgespannter riesiger Orgelpunkt wirkte. Der Sturm hatte offenbar die Verankerung der Hütte entdeckt und benutzte die straffgespannten Drahtseile zu einem wunderlichen Saitenspiel, dem ich entzückt lauschte.

Nachdem sich die Stimmen in mancherlei Sequenzen, Kadenzten und Modulationen erschöpft hatten, veränderte sich die Situation abermals. Der Sturm schwoll an und das Doppelsolo vervielfachte sich zu einem verwirrenden Stimmengeflecht. Instrumente traten hinzu, und in einem plötzlichen Crescendo entwickelte sich das Klangbild zu einer gewaltigen Fuge, bei der ein unsichtbarer Organist auf einer Riesenorgel sämtliche Register zu ziehen schien. Streicherfiguren jagten in die Höhe und vereinigten sich mit den schrillen Klängen von Hörnern und Trompeten zu einem gigantischen Furioso. In der Tiefe grollten die Bässe, Tuben und Posaunen heulten auf, Fagotte, Klarinetten und Flöten begannen zu meckern und zu kichern, Harfen, Glockenspiel und Triangeln mischten sich ein und die Kesselpauken hämmerten dazu den Rhythmus eines wilden Tanzes. Das jubelte und wehklagte, das lachte und schrie. Das spottete allen Regeln der Harmonik und Kontrapunktik und tobte in Dissonanzen, chromatischen Gängen und rauschenden Glissandofiguren.

Ich hatte derartiges noch nie erlebt und lauschte, aufrecht sitzend, mit einem seltsamen Gemisch von Begeisterung und Bangen dem Wüten dieses gewaltigen Orchesters. Gleichzeitig wurde mir bewußt, wie gering die Möglichkeiten der Sprache sind, ein solches Erleben anderen Menschen zu übermitteln. Allein die Musik scheint hierzu in der Lage zu sein, und ich dachte an Beethovens „Pastorale“, an Wagners „Fliegenden Holländer“ und an die „Alpensymphonie“ von Richard Strauß. Motive und Themen aus den drei Werken klangen in mir auf und es machte mir Freude, sie in das Geschehen dieses nächtlichen Spukes hineinzuhören. Aber ich mußte das Spiel bald aufgeben, denn die Ereignisse nahmen ganz unerwartet einen Verlauf, der Betrachtungen solcher Art nicht mehr zuließ.

*

Überrascht stellte ich fest, daß der Sturm plötzlich schwieg. Es war wie eine Generalpause in dieser nächtlichen Symphonie, wie ein Atemholen vor einer neuen, noch größeren Kraftentfaltung. Eine gespenstische Stille hing für einige Sekunden zwischen dem Gebälk der Hütte. Und dann brach es los.

Da war nichts mehr von Posaunen und Tuben, nichts mehr von Trommeln und Pauken. Diese Partitur trug eine andere Handschrift. Hier herrschte nackte, brutale Gewalt. Hier war nur noch Wille zur Vernichtung. Das pfiff und johlte, das zerrte und rüttelte, das schlug und hieb wie mit tausend Geißeln. Die Hütte erzitterte bis in ihre Grundfesten. Türen klapperten. Ein Fensterladen wurde losgerissen und schlug wütend gegen die Bretterwand, bis er krachend auf das Dach des Geräteschuppens stürzte. Eine Zeitlang machte sich der Sturm mit dem Kamin zu schaffen. Jaulend fuhr er in den dunklen Schacht, verfang sich in dem engen Gemäuer und ächzte und stöhnte zum Gottserbarmen. Ergrimmt über den mißlungenen Angriff warf er sich nunmehr mit ganzer Kraft gegen die westliche Hauswand und versuchte sie einzudrücken. Immer neue Sturmböen rollten wie riesige Meereswogen heran und drohten die Hütte umzuwerfen wie ein klägliches Kartenhaus.

Ringsum waren die Schläfer erwacht. Sie lagen unter ihren Decken und lauschten bang und atemlos dem Wüten der Elemente. Einige saßen aufrecht auf den Pritschen und versuchten ein Gespräch, dessen Worte sofort ungehört in dem tosenden Lärm untergingen. Einer bemühte sich eine Kerze anzuzünden, aber der vom Sturm erzeugte Luftzug löschte das Streichholz, ehe es zur Flamme wurde. Auf dem Flur tappten Schritte. Was wollte da einer, wo doch jegliches Tun sinnlos war? Hier konnte man nur resignieren und abwarten.

Für einen Augenblick tauchte vor meinem Auge das Bild der Landschaft auf, wie ich sie Stunden vorher gesehen: der schwarze Schiffsbug des Großen Burgstalls und auf ihm die Hütte wie ein armseliger Aufbau auf Deck, den der Sturm, wenn es ihm beliebte, hohnlachend über Bord zu werfen vermochte, hinab in das Strombett, von dem der Wirt gesprochen. Dort würden die Trümmer, Inventar und Menschen, über die Eisflächen der Gletscherböden getrieben werden, haltlos und hilflos, bis sie an den Felswänden zerschellten oder in gähnenden Spalten für immer verschwanden. Es war das eine schreckliche Vision, und wie zu ihrer Bestätigung fuhr der Wind jetzt mit voller Wucht unter das Dach und versuchte es abzudecken und fortzuschleudern.

Fast zwei Stunden dauerte der wilde Tanz. Dann trat Stille ein. Schlagartig und übergangslos. So, als hätte der Sturm einer plötzlichen Laune nachgegeben. Auch die Wolken schienen sich aufgelöst zu haben. Auf dem Fußboden und auf den Betten lag bleich und mild das Licht des Vollmondes. Die vom bängen Lauschen und Warten ermatteten Menschen fanden die ersten Worte, aber ihre Stimmen klangen seltsam belegt und fremd. Es kam kein Gespräch zustande, und die so jäh aus ihren Träumen Gerissenen schliefen wieder ein. Auch ich fand mich zurück und fiel in tiefen Schlummer.

*

Am morgendlichen Kaffeetisch gab es nur einen Gesprächsstoff: den nächtlichen Sturm. Das Thema schien unerschöpflich. Der Hüttenbewirtschafter freilich hatte nichts zu der Unterhaltung beizutragen; auch seine Frau hantierte in der Küche gleichmütig mit Kannen und Tassen. Für sie beide war das Geschehen der Nacht nichts Außergewöhnliches gewesen.

Ich trat vor die Hütte.

Tiefblauer Himmel spannte sich über die von den Dreitausendern umrahmte Gletscherlandschaft. Auf den weiten Schneefeldern lag golden das Licht der Morgensonne. Steil stieg die Pyramide des Großglockners in die kristallklare Luft. Tiefe Stille herrschte ringsum. Ich erlebte eine seltene Feierstunde. Gleichzeitig bedachte ich, daß nichts unseren Weiterweg behindern würde, keine glitschig gewordenen Pfade, keine durch Neuschnee ungangbar gewordenen Felswände. In souveränem Stolz hatte der nächtliche Sturm auf jegliche Hilfsstruppen verzichtet, auf Regen, auf Hagel und Schnee. Alleinherrscher war er gewesen in dieser Landschaft, in der alles groß und erhaben, ausschließlich und schrankenlos ist: die Unnahbarkeit der Felswände, die stete Drohung der Gletscher, das abgrundtiefe Schweigen und auch die Gewalt des Sturmes, dem wir diese Nacht gelauscht.

Und während ich über die Schwelle in die Hütte zurücktrat, spürte ich für Sekunden etwas von der unaussprechlichen Schönheit, die allem Absoluten zu eigen ist.

Lachen — wertbeständig angelegt

Vom Ende einer Allgäu-Fahrt

Wenn ich für irgendeinen Zweck in aller Eile ein frohes Gesicht brauche, dann erinnere ich mich eines Erlebnisses, das mir noch heute — nach vier Jahrzehnten — unfehlbar ein Lächeln auf die Lippen zaubert.

„Komm mit in die Stadt, ich habe fünfzehntausend Mark zu vertun!“ stand auf der Postkarte in der steilen eigenwilligen Schrift meines alten Feldkameraden.

Ich kam und erfuhr, daß Olafs Kriegsrente, die er für ein kurzes halbes Jahr bezogen, gegen eine einmalige Abfindung gekündigt war. Ich hatte unter „vertun“ ohne weiteres „verjubeln“ verstanden und sah mich nun, reichlich enttäuscht, aufgerufen, behilflich zu sein, die Summe noch heute — es war Inflation — wertbeständig anzulegen. Wir liefen von Schaufenster zu Schaufenster, besahen Auslagen, betraten Läden und verhandelten mit dem Verkaufspersonal. Erfolglos. Olaf, gänzlich unvorbereitet vor eine schwerwiegende Entscheidung gestellt, wußte nicht, was er wollte. Im zwanzigsten Geschäft endlich verschob er sich rettungslos in einen weißen Strandanzug zum Preis von genau 15 000 Mark. Ich fand den Kauf sinnlos. Aber um der endlosen Herumzieherei ein Ende zu machen, riet auch ich dazu, nicht ahnend, was ich mir damit einbrockte.

Drei Wochen später gingen wir auf große Fahrt ins Allgäu und an den Bodensee. Für mich lag das Schwergewicht auf dem alpinen Tun, für Olaf, das sollte ich bald merken, war der vorgesehene Erholungsaufenthalt am See die Hauptsache. Während wir rund um die Höfats ein Dutzend Gipfel machten, schwärmte Olaf bis zum Überdruß von seinem Strandanzug und war nur halb bei der Sache. Jeder Hüttengast mußte erfahren, welche Kostbarkeit sein Koffer in Oberstdorf barg. Am Ende verzichtete er überhaupt auf jegliche bergsteigerische Betätigung und lag nur noch faul in der Sonne, Massen „sicher bräunender“ Hautcremen verschwendend, um baldmöglichst einen wirkungsvollen Kontrast zum Weiß seiner stutzerhaften Bekleidung zu erreichen. Es ist mir noch heute schleierhaft, woher er die schier unerschöpfliche Fülle von Dosen, Tuben und Schachteln bekommen hat. Offenbar hatte er verstanden, sämtliche weiblichen Hüttengäste zu betören. Die Fähigkeit hierfür besaß er zweifellos in ausreichendem Maße. Allmählich ging mir sein Benehmen auf die Nerven. Ich fand, er machte sich und mich lächerlich, und so war ich froh, als die Allgäuer Tage zu Ende waren.

In Konstanz aber, nunmehr weißleinen, wurde Olaf direkt zum Ekel. Er wünschte stets rechts zu gehen und stolzierte daher wie ein Gockel. Er sprach nur noch hochdeutsch, bediente sich gewählter Ausdrücke und redete mich zweimal mit „Sie“ an. Am Portal des vornehmen Inselhotels meinte er mit einem verächtlichen Blick auf meine Gamsledernen, ein Besuch käme wohl leider nicht in Frage. Ich kochte vor Wut und es wäre zweifellos zu einer scharfen Auseinandersetzung gekommen, wenn sich nicht etwas völlig Unerwartetes ereignet hätte. Ein Lastauto näherte sich in rascher Fahrt, fuhr durch eine Riesenpfütze, die von einem heftigen Gewitterguß übriggeblieben war, und bekleckerte Olaf von Kopf bis Fuß. Es war ein entsetzlicher Anblick. Olaf verschlug es die Sprache. Er erblaßte und verfiel zusehends. Schließlich sah er aus wie sein eigener Großvater, und ich erwartete demnächst seinen ersten Schlaganfall.

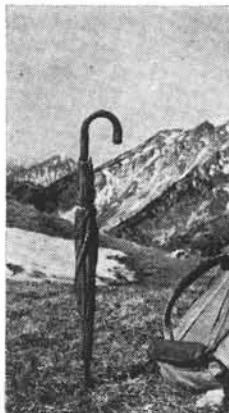
Auf einer verschwiegenen Bank in den nahen Anlagen ließen wir den Anzug von der Sonne trocknen und versuchten dann mit unseren Taschenmessern die Hunderte großer und kleiner Dreckwarzen vorsichtig abzuheben. Der Erfolg war höchst unbefriedigend, wir gaben resigniert auf, und ich konnte es mir nicht verkneifen, Olaf nunmehr meinerseits zu einem Besuch des Inselhotels aufzufordern. Erst schaute er mich verständnislos an, dann mußte auch er lachen, und ich durfte endlich ungehemmt meinen Gefühlen freien Lauf lassen. Da mir ein Schuß Schadenfreude moralisch durchaus berechtigt erschien, wurde es das befreiendste Lachen meines Lebens.

Postskriptum

Olaf ist mit seinem Geld nicht gelungen, was mir mit meinem Lachen geglückt — es wertbeständig anzulegen.

Er heiratete noch im selben Jahr, und seine junge Frau verdarb bei ihrem ersten Waschfest den Strandanzug endgültig und hoffnungslos durch Beigabe bunter Stücke. Es soll das ein Versehen der noch unerfahrenen jungen Hausfrau gewesen sein. Ich glaube das nicht. Ich vermute Absicht. Denn ein vernünftiges Zusammenleben mit Olaf war zweifellos erst möglich nach Beseitigung dieses höchst albernsten Bekleidungsstückes.

Der Schirm



Was Sie hier im Bilde sehen, ist kein gewöhnlicher Parapluie. Es ist mehr. Man müßte es Stockschirm nennen. Oder auch Schirmstock. Sie sehen, man kann jederzeit das Grundwort mit dem Bestimmungswort austauschen. Es richtet sich das ganz nach dem jeweiligen Verwendungszweck des Gerätes, der einmal mehr Schirm, das andere Mal mehr Stock ist. Eine allgemein gültige Bezeichnung für das Zwitterding ist mir nicht bekannt. Das stört mich auch nicht. Ich bin schon zufrieden, daß man nicht solch ein häßliches Wort wie etwa Mehrzweckschirm oder Mehrzweckstock erfunden hat. Die Sache ist mir wichtiger als das Wort.

Soweit ich bisher feststellen konnte, ist dieses zwiengesichtige Gerät nur zweimal in der Sektion vorhanden. Einmal erfreut sich Dr. Schäuffelen, der verdiente Hüttenwart unseres Hauses am Arlberg, seines Besitzes, zum anderen Martin Bilger, der Baureferent des gleichen Hauses ist und diese Pfingstfahrt 1964 vorgeschlagen, vorbereitet und durchgeführt hat. Beide sind stolz auf ihr vielseitiges Besitztum. Und mit Recht!

Man geht jetzt mehr als früher mit einem Regenschirm in die Berge. Meist sind es Geräte älterer Bauart, mit denen sich daheim niemand mehr auf die Straße getraut. Manchmal ist es auch ein ausgedienter Sonnenschirm. Wenn es nicht regnet, steckt das Monstrum zweckentfremdet im Rucksack, schaut ob seiner Länge mit der Krücke verständnislos in die heroische Landschaft und bedroht ständig den Hinterkopf des Lastenträgers. Wahrlich, ein unschönes, ja höchst lächerliches Bild! Manche Bergsteiger benützen einen Knirps. Der ruht versteckt und unsicher in der Tiefe des Schnierfers. Und das ist gut so, denn er ist ja gewissermaßen nur der Torso eines Schirmes, ein armseliger Krüppel.

Die Besitzer eines Stockschirmes (oder Schirmstockes) brauchen sich seiner nicht zu schämen. Er ist jederzeit, gleichgültig, ob es regnet oder nicht regnet, ein treuer Freund. Er ist ein brauchbarer Wandergefährte und uneigennütziger Helfer, den man in keiner Lebenslage zu verleugnen braucht. Bewahrte er einen eben noch in schöner Selbstaufopferung vor Regentropfen und Hagelkörnern, so stützt er einen im nächsten Moment beim Aufstieg oder fängt beim Abstieg die Körperlast auf. Seinen stolzesten Augenblick erlebt der Schirmstock (hier erscheint diese Bezeichnung am Platze) bei den Rasten. Dann steht er neben seinem Herrn, fest in die Erde gerammt, aufrecht und prächtig wie einst die Standarte der Könige und Fürsten. Kann man das mit einem gewöhnlichen Parapluie tun? Mitnichten. Ihre kümmerlichen Bleistiftspitzen würden abbrechen wie ein dürrer Ast. Und der Gedanke, einen Knirps neben sich aufzurichten, ist absurd wie ein Theaterstück von Samuel Beckett.

Das Tuch eines Stockschirmes (jetzt ist wohl diese Wortform empfehlenswert) ist ausgesprochen rustikal. Ich halte dieses Prädikat für außerordentlich glücklich, denn es ist treffend gewählt. Der Bezug macht keinerlei Zugeständnisse an den jeweiligen Zeitgeschmack. Er will in keinerlei Hinsicht modisch wirken. Die Farbe ist schlicht grau, das Gewebe ist fest und die Faltung natürlich. Die Wirkung ist, mit einem Wort ausgedrückt, solid. Ich finde, daß sich diese beneidenswerte Grundhaltung im Charakter der Besitzer eines solchen Mustergerätes trefflich widerspiegelt. Ob Dr. Schäuffelen auf seiner berühmten Alpenrosenwanderung botanische und geologische Kenntnisse vermittelt oder Martin Bilger, wie auf dieser Pfingstfahrt, über Grate und Gipfel führt, immer hat die Unternehmung Hand und Fuß.

Und deshalb soll jetzt nach diesem zugegebenermaßen etwas ungewöhnlichen Präludium zum Bericht über die erfolgreiche Pfingstfahrt selbst übergegangen werden.



Tellerhäuser gegen Zweibach

Die „Heiligen Drei Könige“ auf Brettern



Wir verbrachten wie immer den Weihnachtsurlaub auf den Tellerhäusern. Hermann, Konrad und ich. Am Nachmittag des Heiligen Abends waren wir das einsame Hölltal hinabgefahren, um in Zweibach eine Tasse Kaffee zu trinken und bei Einbruch der Dunkelheit auf die Tellerhäuser zurückzukehren.

Zweibach, wo sich Höll- und Klingerbach zur Pöhl einen, ist einer der lieblichsten Punkte im Fichtelberggebiet. Inmitten riesiger Wälder liegt weltabgeschieden am Rand eines kleinen Sträßleins eine bescheidene Gastwirtschaft und dahinter zwischen grünen Wiesen eine Holzschleiferei. Für mehr ist in dem engen Tal nicht Platz. Heute war alles tief verschneit. Wir lehnten die Bretter an die Hauswand und betraten die kleine Gaststube. Friedrich Höller, der Wirt, begrüßte uns freundlich als alte Bekannte und verschwand in der Küche, um den Kaffee zuzubereiten. Die Wirtin schien abwesend zu sein. Vielleicht erledigte sie letzte Einkäufe im entfernten Oberittersgrün.

Schon bald waren wir uns einig, daß Friedrich Höller heute anders sei als sonst. Er war zu keinem Gespräch bereit, verließ öfter auf kürzere oder längere Zeit Gaststube und Küche und zeigte sich auffallend unruhig. Wir brachten sein Benehmen mit der Abwesenheit seiner Frau in Verbindung, die trotz einfallender Nacht noch nicht aus Oberittersgrün zurück war. Von uns daraufhin angesprochen, erfuhren wir zu unserer Überraschung, daß die Vermißte keineswegs außer Haus sei, sondern in dem Schlafzimmer über uns ihr erstes Kind gebäre.

Unter solch außergewöhnlichen Umständen schien es uns drei Junggesellen ratsam, sobald als möglich zu zahlen und das Haus zu verlassen. Inzwischen jedoch war der künftige Vater wieder verschwunden, und die unbeglichene Rechnung machte uns zu unfreiwilligen Gefangenen. So kam es, daß wir noch Zeugen der Geburt eines Knäbleins wurden, ehe wir die Bretter anschnallen und die Heimfahrt antreten konnten. Schweigsam zogen wir unseren Weg das nachtstille Tal hoch. Unsere Gedanken galten dem Wunder der Menschwerdung, das wir soeben erlebt hatten, und der seltsamen Tatsache, daß dies in der gleichen Nacht geschah, da vor fast zweitausend Jahren eine solche Geburt zur Weltenwende wurde. Wir wußten, daß solch wunderliches Zusammentreffen nicht außergewöhnlich war. Daß es sich aber vor unseren Augen in der einfachen Schenke von Zweibach begeben, erschien uns doch bemerkenswert.

Auf den Tellerhäusern wurde unser Bericht mit viel Aufmerksamkeit angehört und das Ereignis ausgiebig besprochen. Dabei erfuhren wir, welch großer Beliebtheit sich die jungen Eltern erfreuten, und daß man zu jeglicher Hilfe bereit sei, sofern sich eine solche nötig mache.

Nachdenklich suchten wir unser Nachtlager auf. Entsprach unser fluchtartiger Abzug aus dem Zweibacher Wirtshaus der frohen Begebenheit? Hatten wir uns den Höllern gegenüber wie gute Freunde benommen? Wir mußten die Frage verneinen und sahen uns verpflichtet, die Angelegenheit irgendwie zu bereinigen.

Männer sind in solchen Fällen merkwürdig hilflos. Wir zogen deshalb anderntags die Tochter unserer Wirtsleute ins Vertrauen. Frieda, ein Schalk, und um absonderliche Einfälle nie verlegen, empfahl uns einen Auftritt als »Heilige Drei Könige«. Wir glaubten zunächst an einen unangebrachten Scherz. Schließlich waren wir gereifte Männer, die eben den Ersten Weltkrieg durchgestanden und aller Maskerade abhold waren. Allmählich erst fanden wir Friedas biblische Lösung der besonderen Situation durchaus angemessen und erklärten uns mit ihrem Vorschlag einverstanden. Hermann war sogar bereit, Gesicht und Hände mit Ruß zu beschmieren und die Stange mit dem Stern zu tragen.

Als der Abendstern am Himmel erschien, schickte uns Frieda auf den Weg. Es fielen dichte Flocken, und die Bretter glitten lautlos durch den weißen Flaum. Ungesehen erreichten wir den Wald. Am einsamen Forstarbeiterhaus gegenüber dem Irmischgehau warfen die erleuchteten Fenster drei helle Vierecke auf den Schnee. Wir nahmen die Gelegenheit wahr, unseren Anzug zu überprüfen. Hermann trug einen kohlschwarzen Zylinder und wirkte mit seinem berußten Gesicht fast furchterregend. Konrad waren die kümmerlichen Reste eines Strohhutes der Gattung »Butterblume« in die Hände gefallen. Das übrig gebliebene gelbe Randgeflecht wirkte auf seinem Rundschädel wie ein unangebrachter Heiligenschein. Ich hatte mir mein weißes Taschentuch mit verknoteten Zipfeln als Kälteschutz über den Scheitel gezogen und glich einem echten Wüstenschleich. Jeder trug am Knauf eines Skistockes Blumen; Frieda hatte im Gärtchen der Schneidermutter Christrosen aus dem Schnee geklaubt und mit Tannenzweigen in Sträußchen gebunden. Was wir an Geschenken hatten auftreiben können, stak in Jacken- und Hosentaschen. Und wenn wir uns darüber hinaus zu Geldspenden von je 1000 Mark entschlossen hatten, so ging das durchaus nicht über unsere Verhältnisse, denn es handelte sich um Inflationsgeld, und die stolzen Scheine hatten den bescheidenen Kaufwert von 10 Mark.

Am Zweibacher Wirtshaus klopfen wir Friedrich Höll heraus. Hermann stellte uns als Pankrätius, Servatius und Mamertus vor, was natürlich falsch war, denn die drei Eiseiligen haben nichts in der Weihnachtsgeschichte zu suchen. In der allgemeinen Aufregung wurde jedoch der Fehler nicht bemerkt. Wir sagten unsere Sprüche auf, lieferten unsere Gaben ab und ernteten Dank und Anerkennung. Der jungen Mutter flossen Tränen der Rührung und der Heiterkeit in die Kissen. Was anschließend in der Gaststube als fröhliches Nachspiel geschah, entsprach nicht mehr dem biblischen Text.

Gegen Mitternacht fuhren wir vergnügt heim. Das Flockenwirbeln hatte aufgehört. Am Forstarbeiterhaus waren die Lichtvierecke verschwunden; das Erzgebirge war schlafen gegangen. Als wir am ersten Tellerhäuser Haus den Wald verließen, wölbte sich eindrucksvoll die gewaltige Sternenkuppel über die weite Kammlandschaft. Über den Brandberg schaute groß und rund der Vollmond. Er schien uns zufrieden zuzunicken, und auch wir glaubten, unsere Sache gut gemacht zu haben, und waren darob recht glücklich.

Die Flucht

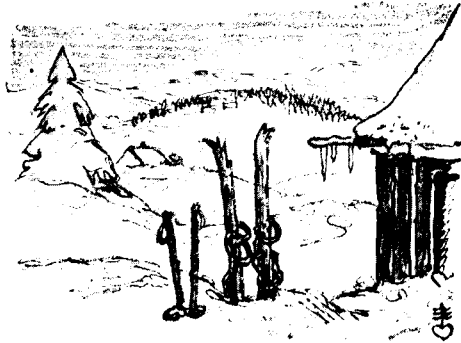
Daß just in der Christnacht die Wirtin des kleinen Zweibacher Wirtshauses im sächsischen Erzgebirge ein Söhnlein gebar, und daß einen Tag später Hermann, Konrad und ich als die Drei Heiligen auf Brettern vor dem Geburtshaus erschienen, um dem Neugeborenen unsere Reverenz zu erweisen, das alles habe ich bereits erzählt. (im Erzgebirgischen Weihnachtsbüchlein von 1971). Heute will ich berichten, was sich weiterhin begab.

Wir gingen schon längst wieder im Niederland unseren Geschäften nach, als man droben in Zweibach das Kind taufte. Zahlreiche Verwandte und Bekannte waren eingeladen und gekommen: aus Oberwiesenthal, aus Oberrittersgrün, aus Crottendorf, aus der Raschau und natürlich auch die Großeltern aus dem böhmischen Halbmeil. Eingestellt hatte sich auch der Schwager Oswald Wendt aus Neudorf, der ein großer Schnitzer ist und der alsogleich mit geschultem Blick erkannte, daß Mutter und Sohn sich gar wohl als Gestalten in einer Weihnachtskrippe verwenden lassen würden. In seine Werkstatt zurückgekehrt, machte er sich unverzüglich an die Arbeit. Unter seiner geschulten Hand entstand ein Kunstwerk, das es mit den Darstellungen der Heiligen Familie in den Kirchen der großen Bergstädte wohl aufnehmen konnte. Als er im nachhinein von unserem Besuch im Geburtshaus erfuhr, war er sofort entschlossen, auch die ungewöhnliche Maskerade figürlich festzuhalten. Kurzerhand tauschte er die zu kleine Plattform gegen eine größere aus und fand so Raum für die drei brettelnden Majestäten, bei deren Darstellung er dem ihm angeborenen Schabernack freien Lauf ließ. Konrad und ich standen, die langen Latten an den Füßen, demütig vor der Krippe mit dem holdselig lächelnden Kind. Die Stöcke hielten wir feierlich zu Boden gesenkt, wie es einst die salutierenden Offiziere mit ihrem Degen zu tun pflegten. Allein Hermann hatte seine Bretter an die Krippe gelehnt. So wie er uns bei der Geburt fälschlicherweise als Pankrätius, Mamertus und Servatius vorgestellt, hatte er auch hier wieder voreilig das Wort ergriffen und fuchtelte aufgeregt mit seinem Skistock in der Luft herum, während das Weiß seiner Augen furchterregend aus dem schwarzgefärbten Gesicht funkelte. Der Meister hatte ein Kunstwerk geschaffen, aus dem gleichermaßen tiefer Ernst und heitere Schalkhaftigkeit sprachen.

Etwa zehn Jahre blieb die Krippe in der Zweibacher Schenke. Dann erbaten sich die Großeltern Günther das Wendtsche Kunstwerk und nahmen es mit nach Halbmeil. Sie waren schier vernarrt in die hölzernen Monumente ihrer Tochter und des kleinen Enkels.

Halbmeil ist weiter nichts als eine verlassene Wiese inmitten der riesigen Kammwälder jenseits der Grenze. Erwähnenswert ist eigentlich nur das

kleine Wirtshaus des Johann Günther, aus dem sich vor Jahren der Zweibacher sein Eheweib geholt hatte. Um die Schenke standen ein paar bescheidene Waldarbeiterhäuser. Es lebte sich einsam in Halbmeil. Alle Nachbarorte lagen weit entfernt und die Halbmeiler hatten sich daran gewöhnt, ihre bescheidenen Einkäufe im sächsischen Oberrittersgrün zu tätigen.



Wenn wir uns zu einer Skifahrt nach der einsamen Siedlung entschlossen, waren wir stets die einzigen Gäste im Wirtshaus. Dort, wo die Zufahrtsstraße von Gottesgab und Försterhäuser aus dem Wald in die Halbmeiler Wiese mündet, steht seit Jahr und Tag ein Bildstock mit leerem Gehäuse. Dahin brachte der Großvater das wertvolle Zweibacher Mitbringsel zur Freude der Halbmeiler und der wenigen fremden Besucher. Immer standen Blumen vor dem Gitter, das das Schnitzwerk schützte: früher Seidelbast und späte Herbstzeitlosen aus Wald und Flur oder Rosen und Nelken aus einem Hausgärtlein. Im Winter zogen Skiläufer am Bildstock vorüber, ergötzen sich am frommen Gehabe ihrer Sportfreunde und spendeten mangels Blumen mit Zapfen behängene Fichtenzweige. Der Krieg brach aus, und Frauen und Kinder standen vor dem Gehäuse und flehten in Gebeten um die glückliche Heimkehr von Vätern und Söhnen, die im fernen Frankreich kämpften oder im unendlichen Rußland. Der Bildstock mit der Wendtschen Schnitzerei war zum Mittelpunkt im Leben der einsamen Halbmeiler geworden.

Es kam die schwere Zeit, da sich auch die Halbmeiler entschließen mußten, gleich den anderen Sudetendeutschen ihre Heimat zu verlassen. Auch die Günther-Großeltern nahmen eines Tages wehmütig Abschied von Haus und Hof und fanden ersten Unterschlupf bei der Tochter in Zweibach.

Noch mochten die Vertriebenen nicht glauben, daß plötzlich alles verloren sein sollte, und der Großvater schlich sich wie viele andere ab und zu über die Grenze, teils um etwas Vergessenes zu holen, teils um „bloß einmal nach dem Rechten zu sehen“, wie er sagte. Es waren gefährvolle Gänge, die nur wagen konnte, wer vertraut war mit Weg und Steg. Über den Berg Rücken des Kaff erreichte der alte Günther das verlassene Goldenhöhe, fand auf der Dorfstraße den rechten Zugang zum großen Wald und schließlich auf vertrauten Wegen die tote Heimat. Im bleichen Licht des Vollmondes lagen die verlassenen Häuschen und Gärten. Durch die offen stehenden Türen sah man in leere Flure und Stuben. In der Küche tickte noch die Wanduhr. Vor dem Haus plätscherte sinnlos das Wasser in den Brunnen-trog. Nach jedem Besuch berichtete der Großvater über weitere Verwahrlosung des Anwesens. Vom letzten Gang brachte er die Krippe mit.

An manchen Abenden stellten sie die Schnitzerei auf den Tisch und betrachteten schweigend die heilige Familie und ihre seltsamen Besucher. Es fiel kein Wort, aber jeder wußte, was der andere dachte: daß eine schöne Zeit voll ernster und heiterer Erlebnisse nunmehr endgültig vorbei war. Es war wie ein frommer Gottesdienst vor einem Altar.

Als die Schwalben sich für ihren großen Zug nach Süden sammelten, nahmen auch die Großeltern Abschied und gingen für immer nach Westdeutschland. Es besteht kein Zweifel, daß sie die Krippe als kostbarste Erinnerung mitgenommen haben.



Fünf Christbäume

Es ist dies eine nicht ganz saubere Geschichte, und man kann füglich bezweifeln, ob sie überhaupt ins Weihnachtsbüchlein gehört. Aber auf Abwege geratene Menschen, sofern ihnen das Gefühl für Recht und Unrecht nicht ganz verloren gegangen, haben von jeher das Bedürfnis, sich mitzuteilen und zu entlasten, und niemand sollte einem Reumütigen die Beichte verwehren.

So sei es denn gesagt: Ich habe in meinem Leben fünf (eins-zwei-drei-vier-fünf!) Mal Christbäume unrechtmäßig erworben. Nicht unmittelbar nacheinander; das wäre langweilig und unklug gewesen und hätte mich zum simplen Kleptomane gestempelt. Auch nicht immer aus dem gleichen Grund: vielmehr einige Male aus Not, ein anderes Mal aus Mitleid, ein drittes Mal aus purem Zorn und einmal sogar in einer Art Kurzschlußhandlung. Doch lesen Sie selbst!

*

Der erste Fall ist zweifellos reiner Diebstahl. Die Tat war überlegt und planmäßig durchgeführt.

Wir hatten im Herbst geheiratet, waren zur Hochzeitsreise am Gardasee und in Venedig gewesen, und es gelang mir nicht, bis Weihnachten unsere Finanzen in Ordnung zu bringen. Kurz entschlossen verbarg ich den uns zur Hochzeit geschenkten Fuchsschwanz zwischen Hemd und Hosenbund, fuhr in der Abenddämmerung auf den Brettern in den Wald und sägte aus der nächsten Schonung ein Bäumchen ab. Den Stumpf beschmierte ich sorgfältig mit Erde (ich hatte das irgendwo einmal gehört oder gelesen) und fuhr mit meiner Beute davon. Vor unserem Hausgrundstück, das an das Feld des Müllerbauern grenzte, hielt ich mit einem Telemark links und warf das Diebesgut über den Zaun.

Ich kann nicht behaupten, daß wir reine Freude an dem ersten Christbaum unserer Ehe fanden. Wir hatten das moralische Gesetz in unserer Brust unterschätzt und gelobt, so etwas nicht wieder zu tun.

*

Einige Jahre später verlockte mich im Advent strahlender Vollmond zu einem Abendspaziergang. Eine hauchdünne Schneedecke auf Feld und Wald vertiefte die vorweihnachtliche Stimmung.

Plötzlich stand ich vor einem ganzen Schlag gefällter Fichten. Ich erinnerte mich eines Gespräches mit dem Förster, der mich im Sommer auf die im Wuchs zurückgebliebenen Stämmchen aufmerksam gemacht hatte. Kraftlos und traurig hing der letzte Maiwuchs zu häßlichen Krallen verformt an den Zweigen. »Der Boden muß bearbeitet werden«, meinte der Förster, »die Bäume müssen weg!« Nun war dies also geschehen. Hunderte von kaum zwei bis drei Meter hohen Fichten lagen kreuz und quer über das gewaltige Geviert verstreut. Lauter fix und fertige Christbäume.

Sollte ich? Ein Gelöbnis band mich, und ich ging weiter. Nach hundert Schritten verhielt ich abermals. Oder sollte ich doch? An den Krüppeln hatte selbst der Forst kein Interesse. Vielleicht tat ich sogar ein gutes Werk. Zweite Gedanken sind bekanntlich besser als erste. Auch Gott schuf zunächst den Mann und dann das Weib. Ich ging also zurück. Sorgfältiger und bedachtsamer als hier auf dem mond hellen Waldweg habe ich auf keiner behördlich genehmigten Verkaufsstelle einen Baum ausgesucht. Reines Herzens trug ich die grüne Last nach Hause.

Man sagt Eltern nach, daß sie ein krankes Kind mit besonderer Liebe umhegen. Wir schmückten unser Bäumchen mit viel Sorgfalt und trennten uns von ihm erst nach vielen Wochen und mit viel Bedauern.

In den dreißiger Jahren wurde für die geplante Autobahn Dresden — Jena eine breite Schneise durch unseren Wald geschlagen. Hunderte, ja vielleicht Tausende Bäume jeglicher Gattung und jeglichen Alters fielen den Motorsägen zum Opfer und boten sich für das nahe Fest als Christbäume an. Aber ich blieb standhaft.

Eines Abends fuhr ich auf meinen Brettern die Schneise entlang. Ich kam von einem Besuch bei guten Freunden und befand mich in einer wahrhaft euphorischen Stimmung. Ich hätte Bäume ausreißen können, wie der Volksmund sagt.

Das Gelände senkte sich, und die Hölzer gerieten in eine angenehme Geschwindigkeit. Genießerisch klemmte ich beide Skistöcke unter den rechten Arm und ließ mich den Hang hinuntergleiten. Links tauchte aus der Nacht eine Baubude auf, aus der Lichtschein fiel und Gesang erscholl. Im Vorbeihuschen schnappte mein Ohr einige Worte des Liedes auf (»O Tannenbaum, o Tannenbaum, du kannst mir sehr gefallen«) und meine Linke eine Fichte, die neben der Tür lehnte.

Niemand wird bestreiten, daß das Geschehnis alle Merkmale einer Kurzschlußhandlung trägt. Eine Rückgabe des Baumes, an die ich zunächst dachte, unterließ ich wegen einer etwaigen Begegnung mit dem Eigentümer und der sich möglicherweise daraus ergebenden Folgen. Außerdem beruhigte mich die Überlegung, daß der Geschädigte un schwer einen gleichwertigen Ersatz finden würde.

Meine Frau bezeichnete mein Mitbringsel als Prachtstück, wie wir es bisher nie besessen. Mehrfach gab sie der Überzeugung Ausdruck, der Mann, der mir da so mir nichts dir nichts seinen Baum geschenkt habe, müsse zweifellos einen guten Geschmack besitzen. Und ein gutes Herz natürlich. Ich atmete auf, als der Baum endlich abgeleert hinter dem Haus stand.

*

In den Jahren nach 1945 war es fast aussichtslos, einen Christbaum auf rechtmäßige Weise zu erwerben. Ich war deshalb froh, als sich ein mir offenbar freundlich gesinnter Ortseinwohner erbot, uns zu einem solchen Wertstück zu verhelfen. Liefertermin war Heiligabend früh.

Ab acht Uhr stand ich mit Baumständer, Dillen, Kerzen und sonstigem Zubehör empfangsbereit. Am Fenster drückten sich Traudel und Helge aufgeregt die Nasen platt, um die Ankunft des »guten« Mannes rechtzeitig zu melden. Der Vormittag verging, der Nachmittag kam, und als die Dämmerung einbrach, mußte ich den Mädels und ihrer Mutter eröffnen, daß es diesmal keinen Christbaum geben würde. Ich sah in drei enttäuschte, traurige Gesichter.

Heiliger Zorn ließ in mir einen verzweifelten Entschluß reifen. Als die drei zum gewohnten Mettengang das Haus verlassen hatten, holte ich aus dem Keller Ski und Säge, jagte über die Felder in den Wald, schnitt in aller Eile eine Fichte, hastete heimwärts und warf das Bäumchen erschöpft über den Gartenzaun. Als ich die letzte Kerze aufsteckte, kamen die Mettengänger heim, und ich sah in drei glückliche Augenpaare.

Vielleicht ist hier eine forstwissenschaftliche Anmerkung am Platze. In einem Fichtenbestand einen tadellos gewachsenen Baum zu finden, ist schon bei Tage schwer. Es war deshalb ein Glücksfall, daß ich in der Dunkelheit ganz unvermutet zwischen Hochstämmen auf ein übermannshohes Bäumchen stieß, das aus herabgefallenem Samen aufgegangen sein mochte. Nicht behindert durch Gräser und Sträucher war es, wie ich daheim feststellte, ebennmäßig gewachsen, aber durch den Mangel an Licht

und Luft überaus zart und bereits vom Tode gezeichnet. Wir ließen dem armen Wesen viel Wärme und Liebe angedeihen in den frommen Tagen zwischen Heiligabend und Hohneujahr und lebten in der schönen Gewißheit, abermals ein gutes Werk getan zu haben.

*

Nach unserer Übersiedlung in den Westen waren wir zunächst arm wie die Kirchenmäuse. Da die Mädels inzwischen erwachsen und außer Haus waren, dachten wir zwei Alten, es könne auch einmal ohne Christbaum gehen.

Am Vormittag des letzten Advent streifte ich spazierend durch den Wald und stieß auf übereinandergeschichtete Äste und Baumwipfel. Neugierig umstrich ich den wüsten Haufen und schaute gewohnheitsgemäß nach etwas Baumähnlichem aus. Mit einiger Mühe zog ich schließlich ein Gebilde hervor, daß man wohl als Christbaum ansprechen konnte, wenn es auch offensichtlich nicht über dem Boden abgeschnitten wurde, sondern aus dem zwanzigsten oder dreißigsten Stockwerk eines Baumriesen stammte.

Es galt zunächst, das Fundstück bis an den Waldrand zu bringen. Ich schleifte das grüne Gestrüpp hinter mir her, ließ es fallen, wenn ich Sonntagsbummlern begegnete, holte es wieder nach und brachte es so in Raten an einen sicheren Platz. Dann besorgte ich mir Bindfaden und trug meinen Christbaum, fachgerecht zusammengeschnürt, erhobenen Hauptes wie ein ehrlich erworbenes Besitztum nach Hause.

Der geschmückte Baum erregte Aufsehen bei Hausbewohnern und Besuchern. Die Leute hatten offenbar keine Ahnung, daß der Wipfel eines halbhundertjährigen Fichtengreises von geradezu königlicher Kraft und Schönheit ist. Und das war gut so. So glaubten sie mir gern, daß ich das außergewöhnliche Stück auf dem Münsterplatz für siebeneinhalb DM gekauft hatte.

*

Der Weihnachtsbesuch

»Der Thomas kimmt! In drei Togn is er schu do!« ruft aufgeregt die Rosel, die überm Feiertagsputz ist, und reicht ihrem Gustav mit nassen Fingerspitzen einen Brief. Bendler legt das Stück Papier mit der USA-Marke in der rechten oberen Ecke zunächst einmal auf das Fensterbrett, zieht die schweren Stiefel aus, wäscht sich umständlich und bereitet sich vor, die frohe Botschaft wie ein festliches Geschenk entgegenzunehmen. Nachdem die Brille geputzt und die Pfeife in Brand gesetzt ist und der von der schweren Waldarbeit schmerzende Rücken die wohlige Wärme des Kachelofens spürt, ist es so weit. Die Rosel läßt Eimer und Hader ruhen; denn plötzlich ist ihr bewußt geworden, daß sie ja in der Aufregung über den ersten Satz des Schreibens gar nicht hinausgekommen ist. Der Gustav liest bedächtig vor, und so finden sie noch einmal bestätigt, daß ihr Sohn am Heiligen Abend in Wiesenthal eintreffen will. Es möge ihn aber niemand abholen, denn die Stunde seiner Ankunft sei noch unbestimmt.

Die wenigen Tage bis zum Heiligen Abend wird im Hause des Bendler Gustav fleißig geschafft. Die Mutter trägt die Stollen herzu und schleppt aus der Scheune des Fährmann Richard das Heiligabendstroh heran. Der Vater hat sich vorgenommen, den Weihnachtsberg, den er dem Thomas in früheren Jahren stets aufgebaut, auch diesmal wieder herzurichten. Noch am vorletzten Tag geht der Gustav nach einem Weihnachtsbaum. Im jungen Bestand der Alten Pöhl sucht er eine ebenmäßig gewachsene Fichte aus und bittet den Förster um die Genehmigung, das Bäumchen schneiden zu dürfen. Der meint, er komme reichlich spät, der Gustav, alle hätten schon ihren Baum geholt. »Ja, wissen Se, Harr Forschtwart, unner zwee Mad sei außerm Haus un hohn eigene Familie, und was der Thomas is, dar is schu zahn Gahr in Amerika. Do is es fei stiller geworn bei uns, un mir alten Leit wollten nich mehr viel machen. Ober nu hot der Thomas geschriebn, doß ar zen Heiligohmd kimmt!« »Na, dann frohes Fest, Bendler, und grüßen Sie mir den Amerikaner!« sagt der Forstwart und lacht innerlich über die lange Rede, die der sonst wortkarge Gust soeben gehalten.

Am Spätnachmittag des Heiligen Abends ist schließlich der letzte Handgriff getan. Das ganze Häusel steht blitzsauber. Der Tisch ist für das Abendessen gedeckt, und auf dem Herd singt der Topf mit dem Wasser für den Kaffee. Als die Dämmerung einbricht, tritt der alte Bendler noch einmal vor die Haustür. Schneefall hat eingesetzt, und die erleuchteten Fenster der wenigen Waldarbeiterhütten blinzeln matt durch das lautlose Geriesel der Flocken. Feierliche Stille herrscht ringsum. Zwei gute Stunden würde der Thomas brauchen zu dem einsamen Weg über das Neue Haus und den Brandberg. Aber der Altschnee ist festgefahren und festgetreten, und der neue Schnee fällt nur dünn und langsam und wird dem nächtlichen Wanderer nicht viel Mühe machen. Und verlaufen würde sich der Junge auch nicht. Zu oft ist er den Weg gegangen, der Thomas, erst an der Hand des Vaters und später allein, als er in der Stadt in die kaufmännische Lehre ging. Sie sind recht stolz auf ihren Jungen, der Gustav und die Rosel, und haben es mutig hingenommen, als er die Heimat verließ und sein Glück in der Fremde versuchte. Und nun sollen sie ihn nach zehn Jahren wiedersehen. Der Gedanke macht den Gustav froh, und er tritt zurück ins Haus, sein Glück mit der zu teilen, die seiner Meinung nach das meiste Anrecht darauf besitzt.



September-Schnee auf den Tellerhäusern

Aber Rosel ist, müde von den Aufregungen und Plagen der letzten Tage, in der Sofaecke eingeschlafen, und dem Gustav kommt es nun zu, allein zu wachen und auf den erschnten Gast zu warten. Er setzt sich auf die Ofenbank, und sein Blick fällt prüfend auf die Schlafende. Er sieht die Falten im Gesicht und die weißen Strähnen im Haar und denkt, wir sind alt geworden, wir beide. Aber auch der Thomas wird nicht mehr derselbe sein wie damals, als er von uns ging, sinnt er. Er wird reifer geworden sein, verwöhnt vielleicht und anspruchsvoll im großen und reichen Amerika. Und so im Sinnieren wird dem Gustav plötzlich die Bescheidenheit seines Besitztums bewußt. Wie mit fremden Augen schaut er sich um in der Stube und findet die Möbel alt und abgenutzt, das Geschirr auf dem Tisch altmodisch, den Baum bombastisch aufgeputzt und die steifen Holzfiguren des Weihnachtsberges lächerlich. Eine Angst steigt im Herzen des schlichten Waldarbeiters auf, die Sorge, es könne statt der erhofften Wiedersehensfreude eine bittere Enttäuschung geben. Die bohrenden Gedanken lassen ihn nicht mehr los und er möchte, wie gewohnt, seine schwierigen Überlegungen in langen Schritten durchs Zimmer tragen. Aber um die Schlafende nicht zu wecken, bleibt er regungslos sitzen, kämpft einen aussichtslosen Kampf gegen Grübeleien und Müdigkeit und nimmt schließlich seine Sorgen mit in die Träume eines unruhigen Schlafes. Um Mitternacht hebt draußen auf dem Türmchen des Schulhauses das Glöcklein an zu läuten. Der aufgekommene schwache Wind verweht sein dünnes Stimmchen, und so vermag der Ruf von der Verkündigung des Heils, das einst aller Welt widerfahren, nicht bis in das Stübchen der Bendlersleute zu dringen . . .

Der Thomas aber fängt einen verwehten Klang des Glöckleins auf. Er steht gerade an einem Ort seiner Heimat, den er besonders liebt. Es ist dort, wo der stille Börnerweg den Anfang des Wännels quert. Der Wind trägt den vertrauten Ton die flache Mulde hoch, und der Thomas verhält. Ein großes Glück überkommt ihn. Jetzt, meint er, habe ihn die Heimat richtig begrüßt.

Eine Viertelstunde später steht der Heimkehrer vor seinem Elternhaus. Er öffnet leise Haus- und Stubentür, erfaßt mit einem Blick den gedeckten Tisch, Baum und Weihnachtsberg und die schlafenden Eltern. Da schließt er vorsichtig die Tür und tritt zurück ins Vorhaus. Dort macht er sich lärmend zu schaffen, bis er gewiß ist, daß die beiden Alten erwacht sind und sich gefangen haben. Dann öffnet er die Tür zum andern Mal, verhält schalkhaft lachend auf der Schwelle und sagt in der Sprache seiner Jugendzeit und mit viel Liebe und Ehrerbietung in der Stimme

»Do bie ich, Euer Gung!«

Da wußte der Gustav Bandler, daß sie ihren Thomas nicht verloren hatten. Die Eltern nicht, und auch die Heimat nicht. Familienbande und Heimatliebe waren stärker als die Verlockungen der Fremde.



Die „Wunderblume“

Es war in den Jahren, da wir unseren Spaß an selbstgebastelten Schüttelreimen fanden. Als wir am Frühstückstisch des Heiligabendtages das Ziel unserer heutigen Ausfahrt berieten, schlug Konrad die „Blunderwume“ vor. Da wir das kleine Wirtshaus im einsamen Moor zwischen Gottesgab und Hengstererben über alle Maßen liebten, waren alle mit dem Vorschlag einverstanden.

Wir überschritten den nahen Grenzgraben, eine halbe Stunde später das noch junge Schwarzwasser, umfuhren in weitem Bogen den Spitzberg und standen schließlich auf der großen, schneebedeckten Wiese, an deren Rand das schlichte Gasthaus liegt. Friedlich stieg aus seinem Schornstein eine Rauchsäule in den klaren Winterhimmel. Es war das gleiche liebliche Bild, wie wir es oft gesehen. Und doch nicht. Neue Gardinen zierten die kleinen Fenster, und an der Tür empfing uns eine junge Frau. Das Haus hatte offenbar seinen Besitzer gewechselt, und das Türschild nannte den Namen Johann Günther.

Da heute keine Gäste zu erwarten waren, war die Gaststube ungeheizt, und die freundliche Wirtin bat uns in die Küche. Sie sei allein, der Mann mache Einkäufe in Gottesgab. Nein, sie stamme nicht aus Gottesgab, sondern aus Hengstererben, wie auch ihr Mann. Sie trügen auch den gleichen Familiennamen. Wir fanden dies nicht ungewöhnlich, denn der Name Günther ist über den ganzen Gebirgskamm verbreitet. Als der Johann die Wirtschaft übernahm, habe er sie zu seiner Ehefrau gemacht und nachgeholt. Ob ihr schwer gefallen sei, in die große Einsamkeit des Moores zu gehen, wollten wir wissen. Keineswegs, denn erstens sei der Johann ihre Jugendliebe gewesen, gestand sie errötend, und außerdem habe sie ein Jugenderlebnis mit der „Wunderblume“ verbunden.

Auf unsere Bitte erklärte sie sich bereit, zu erzählen. Es war eine behagliche Stimmung entstanden. Auf dem Herd summte im Kessel das Wasser für unseren Grog. Der Rauch unserer Pfeifen zog in blauen Schwaden durch den Raum. Die junge Frau schien zufrieden mit den drei Männern, die da in den Heiligabendfrieden ihres Hauses eingebrochen waren. Nur Konrad, der mehrmals versucht hatte, seine morgendliche Wortfindung anzubringen, begegnete sie mit sichtlicher Zurückhaltung. Zu recht. Sein „blunder“ klang in ihrem Ohr wohl mehr wie „Plunder“, und das mußte sie kränken, denn alles im Haus war blitzsauber, Christbaum und Weihnachtsberg in der Ecke verrieten Geschmack und Heimatliebe.

Überraschenderweise begann die Erzählerin ihren Bericht mit einer Charakteristik ihres Vaters, der in Hengstererben eine Maßschneiderei betrieb. Er war bekannt durch nicht alltägliche Einfälle. Die Mutter versuchte das den Kindern zu erklären mit der Einförmigkeit seiner Flickarbeit, die er, auf dem Tisch sitzend, vollbrachte und die ihm Zeit ließ zum Sinnieren und Ausdenken allerlei abseitiger Unternehmen. So überraschte er eines Tages die Seinen mit dem Vorhaben, mit der kaum fünfjährigen Marie die Christmetten in Gottesgab zu besuchen. „Bei dem Schnee!“ meinte die Mutter erschrocken. „Ich nehme die Ski“. „Und das Mariele?“ „Die stecke ich in den Rucksack und nehme sie auf den Buckel“, entschied der Vater.

„Verrückt!“ war das allgemeine Urteil. Aber was sich der Schneider in den Kopf gesetzt, wurde auch gemacht. „Und so wickelte mich meine Mutter seufzend in den

Mantel und allerlei Wollzeug, verstaute mich im Rucksack und der Vater zog los. Er wollte die dem Wind ausgesetzte Straße vermeiden und bog schon nach kurzer Zeit in den Wald in Richtung Gottesgab. Wir fuhren durch eine Zauberlandschaft. Neugierig schaute ich aus meinem Hochsitz auf die beschneiten Bäume und Sträucher, in die der phantasievolle Vater allerlei Getier hineinschaute: Hasen, Pferde und Kamele. Doch bald wurde er schweigsam. Sein Kopf, den ich ja unmittelbar vor meinen Augen hatte, wendete sich aufgeregt suchend mal rechts und mal links. Als wir zum zweiten Mal auf den Mauriusteich stießen, merkte er wohl, daß er sich verlaufen hatte. „Mutter Maria, hilf!“ flüsterte er erschrocken. Und ich plapperte in meiner Unschuld das kurze Gebet nach. „Recht tust, Mädels, bet mit“, sagte der Vater. Allmählich wurde sein Suchen aufgeregter und planloser und jedes neue Gebet wortreicher. Ich hatte Mühe, die Worte zu behalten und nachzusprechen. Als wir uns aus den Krüppelkiefern des Moores gar nicht herausfinden wollten, rief er verzweifelt: „Wir müssen die Wunderblume finden!“ „Ja, wir müssen die Wunderblume finden!“ plapperte ich nach, obwohl es mir sinnlos schien, im tiefen Schnee nach einer Blume zu suchen.

Wir fanden sie. Ich entdeckte plötzlich ein fernes Licht. Es war das erleuchtete Fenster eines Hauses, in dem man uns freundlich aufnahm. Liebevoll schaute sich die Erzählerin in ihrer Küche um, und wir verstanden, warum sie dem Ruf ihres Liebsten so willig gefolgt war.

Noch ehe die junge Wirtin ihre Erzählung beendet hatte, kehrte ihr Mann aus Gottesgab zurück und hörte sich mit sichtbarem Stolz die lebendige Schilderung der wortgewandten Erzählerin an. Er hatte sofort die Kerzen an Baum und Berg angezündet, und ihr warmes Licht zauberte Weihnachtsstimmung in den Raum. Dann berichtete er von seinem Besuch im Sportgeschäft Reinwart. Der Theo, ehemals Sieger in manchem Skiwettkampf, hatte sich die einstige Verkäuferin eines großen Chemnitzer Sportgeschäftes zur Frau genommen, die nun den eigenen Laden auf beachtlicher Höhe hielt. Sie habe ihm ein Tragegestell vorgeführt, das Wanderern und Skiläufern ermögliche, auf bequeme Weise ihren Nachwuchs auf dem Rücken mit sich herumzutragen. Vorsorglich habe er ein solches Gerät erworben und mitgebracht. Während wir den modernen Hochsitz begutachteten, entspann sich zwischen den Ehegatten eine lebhaft Auseinandersetzung über die Notwendigkeit dieses Kaufes. Zunächst sei wohl eine Wiege nebst Inhalt notwendig, meinte leicht errötend die Frau. Letzterer sei von ihm bereits fest eingeplant, versicherte der Mann. Und außerdem sei sein Kauf geradezu ein Akt der Pietät gegenüber einem Schneider aus Hengstererben, der zumindest die Notwendigkeit zur Konstruktion eines solchen Gerätes überzeugend demonstriert habe. Das war so schön gesagt, daß ein herzhafter Kuß den Streit beendete.

Nach diesem heiteren Zwischenspiel rüsteten wir zum Aufbruch. Die Wirtsleute brachten uns bis an die Haustür. Während wir die Ski an die Füßschnallen sagte der Mann: „Bitte, besuchen Sie uns wieder!“ Die Frau wünschte uns, wohl in Erinnerung der väterlichen Irrfahrt, „Glückliche Fahrt!“ und bat Konrad, nicht mehr das häßliche verstümmelte Wort zu gebrauchen.

Schweigend und nachdenklich zogen wir unserer Spur unter der sternklaren Himmelskuppel. Wir erinnerten uns, wie wir wenige Jahre vorher als die Heiligen drei Könige in der Zweibacher Schänke zur Geburt des ersten Sohnes unsere Glückwünsche überbracht hatten und erkannten dankbar und beglückt, daß uns die Heilige Nacht abermals ein schönes Erlebnis geschenkt hatte.



Tellerhäuser

Weihnachten mit Philemon und Baucis

So wie an den Vorabenden vor Ostern, Pfingsten und Weihnachten alljährlich die Glocken die Festtage einläuten, so ist es mir im Laufe meines Lebens eine liebe Gewohnheit geworden, zur gleichen Stunde einen Alleingang durch Feld und Flur zu tun. Ziel und Verlauf des Weges sind dabei nebensächlich; der abendliche Gang dient lediglich der Einstimmung auf die kommenden Festtage.

Ich erinnere mich, wie ich in jener glücklichen Zeit, da auf dem Kamm des Erzgebirges noch beiderseits des Grenzgrabens die gleiche Sprache gesprochen wurde, an einem Weihnachtsheiligabend mein Quartier auf den Tellerhäusern verließ, auf böhmischer Seite auf Brettern die Straße Gottesgab — Platten überquerte, um mich in der einsamen Moorlandschaft am Gottesgaber Spitzberg für die kommenden Festtage einzustimmen.

Sinnierend, grübelnd und ohne den Dingen am Wege besondere Aufmerksamkeit zu schenken, zog ich meine Spur durch die weite Landschaft, als mich plötzlich unerwartetes Schneetreiben zwang, an die Heimkehr zu denken. Erstaunt stellte ich fest, daß ich die Orientierung völlig verloren hatte. Ich sah mich gezwungen, auf gut Glück eine Richtung einzuschlagen und beizubehalten in der Hoffnung, irgendwann und irgendwo einen Orientierungspunkt zu finden. Noch nie glaubte ich die große Einförmigkeit der Moorlandschaft mit der verwirrenden Vielfalt der verschneiten Kuscheln so bedrückend empfunden zu haben. Als mir wenig später ein heftiger Wind die Schneeflocken ins Gesicht blies, fühlte ich mich vergessen und verloren. Mit wachen Augen und Ohren setzte ich meinen Weg fort.

Da schlug plötzlich in meiner unmittelbaren Nähe eine Tür krachend ins Schloß. Ein Gebäude tauchte vor mir auf, das offenbar zu der großen Streusiedlung Hengstererben gehörte, die sich bis auf die Höhe des Seifener Kammes heraufzieht. Ein alter Mann trug aus dem Schuppen in einem Korb Holz ins Haus. „Der Wind, der ungebärdige, riß mir die Tür aus der Hand“, sagte er. „Kommen Sie mit ins Haus, hier draußen können Sie nicht bleiben!“

Ich steckte meine Bretter in die Schneewehe vor der Türschwelle und folgte dem Mann ins Haus. Drinnen begrüßte mich ein von der Last der Jahre und der Mühsal des Lebens gebeugtes Mütterchen wie einen alten guten Bekannten. Gemeinsam halfen mir beide aus dem Anorak und den Fäustlingen, deren Schnee- und Eiskruste in der Wärme des Raumes zu tauen begann. Sie hängten die nassen Stücke an die Stange, die über dem Ofen zum Trocknen der Wäsche angebracht war. Alles das taten sie in vollem beiderseitigen Einverständnis, ohne viel nach Woher und Wohin des Fremden zu fragen, zwei Menschen, die offenbar in einem langen, glücklichen Zusammenleben eins geworden waren in ihren Ansichten und ihrem Tun. Ich glaubte Ähnliches schon einmal erlebt zu haben, ohne freilich zu wissen, wo ich das Bild schöner Gastfreundschaft unterbringen sollte.

Der Mann nötigte mich auf die Ofenbank und nahm neben mir Platz. In den Rauch seiner Pfeife, der in blauen Schwaden durch das Zimmer zog, mischte sich der Geruch des Kaffees, den seine Frau mit flinken Händen für mich zubereitete. Es war eine behagliche Stimmung, während der Schnee an die Fensterscheiben klatschte und der Wind an den Schindeln rüttelte.

Während ich das alles mit Schmunzeln und Wohlgefallen wahrnahm, kamen wir auf das Haus zu sprechen. Ich erfuhr, daß es tatsächlich zu Hengstererben gehörte, aber weitab vom Ort lag. Der Acker sei steinig und wenig ertragreich. Ihr Leben wäre immer Mühe und Arbeit gewesen. Stets seien sie auf sich selbst angewiesen gewesen; Nachbarn habe es ja nicht gegeben. Dennoch liebten sie das Stück eigener Erde und wollten es in Ordnung halten, bis es der Sohn übernehme, wenn er seine Lehre in der fernen Stadt beendet habe. Bis dahin müsse freilich das Haus einer gründlichen Überholung unterzogen werden. Nur sei es schwer, einen Unternehmer zu finden, der bereit sei, eine Arbeit in so abgelegener Gegend auszuführen.

Danach sei es wohl Zeit für sie, von dieser Welt abzutreten. Aber keiner von beiden möchte den anderen überleben, meinten beide, wehmütig lächelnd, fast gleichzeitig.

In diesem Augenblick wußte ich plötzlich, woran mich eine halbe Stunde zuvor die erste Bekanntschaft mit meinen Gastgebern erinnert hatte. Ich erkannte in den beiden liebenswerten Menschen Philemon und Baucis aus dem bezaubernden griechischen Märchen, das der zur Zeit des Kaisers Augustus lebende römische Schriftsteller Ovid in seinen „Metamorphosen“ erzählt, die wir auf der Schule in der Lateinstunde gelesen hatten.

Die plötzliche Erkenntnis überraschte mich so sehr, daß mir wohl beide Namen hörbar über die Lippen gekommen waren, denn der Hausherr, noch bei seinem Bauvorhaben verweilend und in den beiden Namen eine Baufirma vermutend, fragte interessiert nach dem Sitz des Unternehmens. Da konnte ich nicht umhin, den Irrtum richtigzustellen und die alten Leute mit dem Inhalt des Märchens bekannt zu machen, in dem Zeus, der Göttervater, und Hermes, der Götterbote, als unbekannte Wanderer von Philemon und Baucis gastfreundlich aufgenommen werden. Zeus gibt sich zu erkennen und gewährt den beiden einen Wunsch. Was wünscht sich ein greises in Frieden miteinander lebendes Paar? Daß keiner den anderen überlebe, daß sie zusammensterben möchten. So verwandelt der Gott, als ihre Zeit gekommen, Philemon in einen Nußbaum und Baucis in eine Linde. Es bedarf nur eines Windhauches, um beider Blätter flüstern zu lassen.

Als ich geendet hatte, herrschte tiefes Schweigen im Zimmer. Dann legte die Frau ihre welke Hand auf die ihres Mannes und meinte in schönem Verständnis für das eben Gehörte: „So bin ich denn Baucis und Du bist mein Philemon“.

Es lag nahe, meine aufmerksamen Zuhörer nunmehr auch darüber zu unterrichten, daß solch schöne Gastfreundschaft, wie sie sie an mir übten, eine besonders wertvolle Charaktereigenschaft des griechischen Volkes sei, was besonders dadurch unterstrichen wird, daß ihre Sprache nur ein Wort für Fremdling und Gast kennt: Xenos.

„Damit haben wir alle drei einen neuen Namen und brauchen uns mit dem alten nicht erst vorzustellen!“ meinte schelmisch lächelnd Baucis und beide drückten dem Xenos die Hand. Nun sei es wohl auch an der Zeit, Weihnachten zu feiern, äußerten sie, nachdem ein Blick vor die Haustür gezeigt, daß meine Heimkehr bei dem noch immer tobenden Schneesturm nicht ratsam sei. In der Zimmerecke stand, wohl vorbereitet, eine kleine Fichte, deren Kerzen wir nun anzündeten. Unter ihren Zweigen lagen die bescheidenen Geschenke, die sich Philemon und Baucis zgedacht hatten. Der Xenos legte einen Geldschein dazu, wogegen Baucis Einspruch erhob, da sich dies nicht mit der uneigennütigen Gastfreundschaft vertrüge, die wir auf Grund unserer griechischen Namen zu üben hätten.

Was nun folgte, war ein Mahl am Tische Homers. Baucis trug auf, was die Erzgebirger gewohnt sind, am Heiligabend zu essen. Auf Philemons Gesicht leuchtete Freude, des Gastgebers Stolz. Ich fühlte, es waren nicht wir drei Menschen, denen das alles galt, es waren vielmehr Geschenke eines schönen Brauchtums.

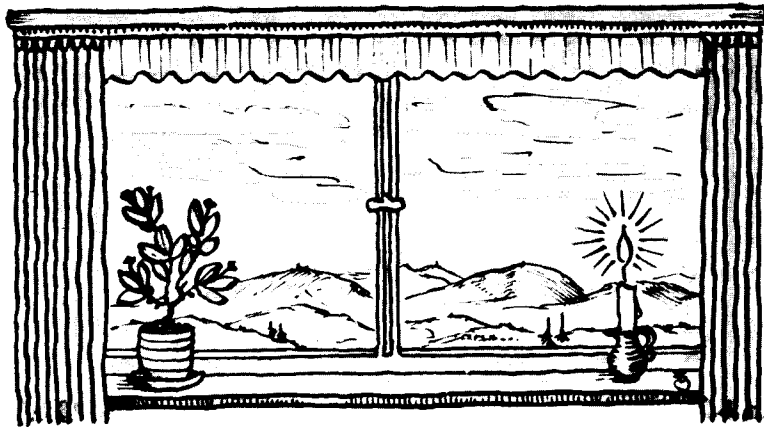
Dann bereitete mir die unermüdliche Baucis ein Lager auf dem Sofa. Wir wünschten uns gegenseitig eine gute Nacht, der Lichtschein, der durch das kleine Fenster auf den Schnee fiel, erlosch, und in dem Häuschen herrschte friedliche Stille, während sich draußen der Schneesturm austobte.

Der Vormittag sah mich auf der Heimfahrt nach den Tellerhäusern. Das Wetter des Vortages hatte sich ausgetobt. Ich glitt lautlos durch den weißen, unberührten Schnee, auf den die Sonne aus einem blauen Himmel strahlte. Pleß und Peindl standen wie Wächter am Rand der weiten Landschaft. Vom Kamm schaute ich zurück auf das kleine Häuschen, wo mir ein freundliches Nachtquartier geboten worden war. Mit etwas Wehmut gedachte ich meiner lieben Gastgeber. Beim Morgenkaffee hatte Baucis gesagt, sie habe in der Nacht nochmals über das schöne griechische Märchen nachgesonnen und den Zeus gebeten, sie in einen Vogelbeerbaum und Philemon in einen knorrigen Bergahorn zu verwandeln. Philemon war damit einverstanden und meinte, um den Wind, der die Blätter zum Sprechen bringen würde, brauchten sie sich hier oben wohl nicht zu sorgen.

Dann überschritt ich Kamm und Grenzgraben und überdachte, wie viele schöne Weihnachten mir das heimatliche Gebirge schon geschenkt, aber das diesmalige war wohl das schönste und zugleich außergewöhnlichste gewesen.



Zwiegespräch am Fenster



Das Beglückendste an der Wohnung war der Blick auf das Gebirge. Das Haus stand am Südhang des Höhenzuges, der in westlicher Richtung von der Chemnitz bis zur Zwickauer Mulde streicht und im Totenstein und der Langenberger Höhe seine höchsten Erhebungen hat. Von seinem Rücken aus schaut man über das dicht besiedelte Lugau-Ölsnitzer Kohlenbecken auf das mittlere Erzgebirge. Hinter dem Schloß Hohneck bei Stollberg und jenseits der Straße, an der die alte Fuhrmannschenke »Zum Promnitzer« liegt, bauen sich in zart abgestuftem Graublau die langgestreckten bewaldeten Höhenzüge auf, zwischen denen die kleinen und großen Gebirgsbäche ihren Weg zur Zschopau, zur Zwönitz und Würschnitz und zur Zwickauer Mulde suchen. Vom Kamm selbst wäre nichts zu sehen, wenn nicht ein scharfenähnlicher Einschnitt zwischen dem breiten Rücken des Spiegelwaldes und den großen Waldungen um Geyer den Blick in das Tal der Großen Mittweida und damit auf den Doppelgipfel des Fichtelberges freigeben würde.

Dieses einmalig schöne Bild habe ich den Gästen unseres Hauses oft und gern und mit viel Besitzerstolz gezeigt. Ich vermochte alle markanten Punkte zu benennen und konnte auf Wunsch auch die Lage nicht einsichtbarer Städte und Dörfer angeben, nicht auf Grund eines bloßen Vergleiches von Karte und Gelände — was wohl bei dem Formenreichtum des Landschaftsbildes kaum genügt hätte —, sondern weil mir das Gebirge vertraut war wie das Gesicht eines guten Bekannten. Doch was den Freunden immer wieder gern gesehenes Panorama bedeutete, war mir längst mehr geworden.

Mit dem Zweiten Weltkrieg und den Ereignissen vor und nach ihm waren jene Gewalten über uns gekommen, die mit fast unentrinnbarer Ausschließlichkeit unser Denken und Handeln beeinflussten und für nahezu drei Jahrzehnte jedes Eigenleben auslöschten. In jenen Tagen, da es Entscheidungen zu fällen galt, die bestimmend wurden für das künftige Leben, da alte Freundschaften zerbrachen und neue,

noch unerprobte, sich anboten, da Sorgen und Trauer in die Familien eingezogen und Enttäuschungen und Demütigungen und schließlich der nackte Hunger zu überstehen waren — in jenen Tagen stand ich oft sinnend am Fenster und hielt stumme Zwiesprache mit dem fernen Gebirge, und es wurde mir zum Quell von Mut und Selbstvertrauen, zum Symbol der unversiegbaren und unbesiegbaren Kraft allen Lebens.

Ich sah den Sturm über seine Gipfel brausen und Regenschauer die Wälder peitschen und lernte, Unabänderliches gelassen zu ertragen. Ich wußte um das wechselvolle Schicksal eines Grenzgebirges; aber auch während der mannigfachen politischen Veränderungen blieb sein Wesen unangetastet, und ich erkannte, daß es lebensnotwendig ist, sich selbst treu zu bleiben. Ich bedachte, wie die Natur alles, was sie im Frühling und Sommer in einem großartigen Schöpfungsakt hervorgebracht, im Herbst der Vernichtung preisgibt, um den Winter zu überstehen, und schöpfte daraus die Kraft zum Beginn eines neuen Daseins. Ich entsann mich schier unzähliger Fuß- und Skiwanderungen und stellte beglückt fest, daß die Erinnerung an heitere und ernste Erlebnisse im Kreise der Gefährten ein Besitz war, den mir zu rauben niemand imstande sein würde. Ich fand schließlich Trost in der Möglichkeit, am nächsten Wochenend schon auf stillen Wegen dies und jenes zu überdenken und mit einfachen, unverbildeten Menschen sprechen zu können. So wandelte sich, das vertraute Gebirge vor Augen, Verlassenheit in Geborgensein, Unsicherheit in Klarheit und Enttäuschung in Hoffnung.

Es kam der Tag, da ich, Abschied für immer nehmend, zum letzten Mal durch die breite gläserne Scheibe schaute. Es wurde ein langer, langer Blick, und er war wie der Händerdruck zweier Freunde.

* * *

Zehn Jahre sind seit jener Abschiedsstunde vergangen. Ich habe ein neues »Zuhause« gefunden. Ein anderes Fenster verbindet mich mit der Außenwelt; es ist ein Blick auf Dächer und in das hektische Straßenleben einer großen Stadt. Berge und Täler anderen Namens habe ich lieb gewonnen, und Menschen, die eine andere Sprache reden, sind mir Freunde geworden. Die Zeit, die große Zauberin, hat auch an mir ihr Werk getan.

Aber einmal im Jahr — um die Weihnachtszeit — meldet sich die alte Heimat eindringlich und unüberhörbar. Wenn der Räuchermann seine blauen Schwaden ins Zimmer bläst und die Kurrendesänger sich um das Seiffener Rundkirchlein gruppieren, fühlen wir uns den Menschen zugehörig, die jetzt nach Vätersitte ihr erzgebirgisches Weihnachtsfest vorbereiten.

Um die mitternächtliche Stunde des Heiligen Abends versammeln wir uns auf dem Balkon. Gewaltig dröhnen die Glocken des Münsters im Chor ihrer vielen kleineren Schwestern. Und wenn ihr Jubellied verhallt ist und die andächtigen Hörer ringsum fröstelnd zum warmen Ofen zurückkehrten, verweile ich noch einige Minuten allein in der kalten Winternacht. Im Geist sehe ich das weihnachtliche Erzgebirge, tief verschneit, mit festlich erleuchteten Hütten, in denen die geputzten Fichten stehen und sich die Pyramiden drehen, und mit Menschen, die uns in so liebenswerter Eigenart wissen lassen, daß weihnachtliches Glück unvergänglich ist.

Da erkenne ich in tiefer Dankbarkeit, daß mir das Erzgebirge auch in der Ferne die tröstliche Zwiesprache nicht verwehrt.



Abend im Moor

Nachwort

Kurt Dietze ist im Jahre 1958 in unsere Sektion eingetreten. Von Anfang an hat er regelmäßig an unseren Wanderungen teilgenommen, ohne daß die übrigen Mitglieder davon groß Notiz nahmen. Erst als immer wieder in unserem Mitteilungsblatt gut geschriebene Berichte über diese Wanderungen erschienen, unterschrieben mit Kurt Dietze, wurden wir auf ihn aufmerksam. Im Lauf der Zeit erfuhren wir von ihm, daß er aus der DDR gekommen war, nicht zuletzt auch um wieder in den Alpen, die er seit früher Jugend kannte, bergsteigen zu können. Er hat aber auch bald unsere Schwäbische Alb in sein Herz geschlossen und war einige Jahre Wanderwart für Albwanderungen.

Als der Posten des Schriftleiters unseres Mitteilungsblattes frei wurde, hat er dieses ihm angebotene Amt ohne langes Bedenken übernommen. Er hat die mit diesem Amt verbundene, oft mühselige Arbeit hervorragend und mit Akribie erledigt.

Kurt Dietze hat aber auch weiterhin selber anschauliche Berichte, nette Plaudereien geschrieben und gelegentlich auch Gedichte verfaßt. Er hat viel fotografiert und manche eigene Aufnahme zum Titelbild seiner Hefte ausgewählt.

Das von Kurt Dietze dem Mitteilungsblatt gegebene Niveau hat allenthalben Anklang gefunden und ihm viel Lob und Anerkennung gebracht. Eines Tages war er der „Blättlesma“. Dieses liebenswürdige schwäbische Wort hat dem gebürtigen Sachsen viel Spaß bereitet.

Erst im hohen Alter von 81 Jahren hat er aus gesundheitlichen Gründen die ihm so lieb gewordene Tätigkeit aufgegeben. Bis kurz vor seinem Tod, im Sommer 1978, hat er aber noch für unser Sektionsblatt geschrieben und Verse geschmiedet. - Noch während seiner Amtszeit wurde Kurt Dietze in Anerkennung seiner Verdienste um die Gestaltung unseres Mitteilungsblattes zum Ehrenmitglied der Sektion ernannt.

Es darf aber auch nicht vergessen werden, daß Kurt Dietze ein sehr besonnen mitwirkendes Vorstandsmitglied war und immer wieder wertvolle Anregungen gegeben hat.

Friedrich Frank

Herausgeber: Sektion Ulm des
Deutschen Alpenvereins (DAV) e. V.
7900 Ulm, Glöcklerstraße 5
Fotos: Kurt Dietze
Gesamtherstellung: Druckerei W. Gösele

Bibliothek des Deutschen Alpenvereins



049000588960